

DAS HUMANISTISCHE NATIONSKONSTRUKT
VOR DEM HINTERGRUND
MODERNISTISCHER NATIONALISMUSTHEORIEN*

VON CASPAR HIRSCHI

I.
DER THEORIEDISKURS IN DER NATIONALISMUSFORSCHUNG
UND DIE HISTORIOGRAPHISCHE KLUFT
ZWISCHEN MODERNE UND VORMODERNE

Die wissenschaftlichen Theorien, die den Diskurs über die Entstehung von Nationen und Nationalismus seit den siebziger Jahren dominieren, haben ihr Forschungsthema, so läßt sich allgemein konstatieren, auf die Geschichte der Moderne eingeschränkt und die frühe Neuzeit ebenso wie das Mittelalter als eher unerhebliche Vorgeschichte ad acta gelegt. Im selben Zeitraum hat sich das methodische Gewicht markant von der Ideengeschichte hin zur Sozialgeschichte verlagert. Während die diskursbestimmenden Theoretiker von der Epoche des Imperialismus bis in die ersten Nachkriegsjahrzehnte – Friedrich Meinecke, Carlton W. Hayes, Hans Kohn, Elie Kedourie und Hugh Seton-Watson¹ – Nationalismus noch als philosophisches Erzeugnis der Aufklärung und Romantik verstanden, gleichzeitig aber die Existenz der europäischen Nationen bis ins frühe Mittelalter zurückdatierten, kehren die jüngeren, sozialgeschichtlich bis soziologisch verfahrenen Theorien diese Reihenfolge genau ins Gegenteil. Einen ersten Schritt zu diesem Paradigmawechsel hat in den fünfziger Jahren der amerikanische Historiker Karl W. Deutsch gemacht, indem er betonte, daß die Entstehung und Verbreitung des Nationalismus mit den Mobilisierungsprozessen in sich industrialisierenden

* Für fundierte Kritik und wertvolle Anregungen danke ich Andreas Hauser sowie den Teilnehmern an der Tagung des Projekts „Humanismus“ der Gerda Henkel Stiftung in Weingarten vom 22./23. November 2001.

¹ Friedrich Meinecke, *Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates*, München 1917 (Erstausgabe 1907); Carlton J. Hayes, *Essays on Nationalism*, New York 1928; Hans Kohn, *Die Idee des Nationalismus. Ursprung und Geschichte bis zur Französischen Revolution*, Frankfurt/M. 1962 (engl. Originalausgabe: *The Idea of Nationalism*, New York 1944); Elie Kedourie, *Nationalism*, London 1960; Hugh Seton-Watson, *Nations and States. An Enquiry into the Origins of Nations and the Politics of Nationalism*, Boulder/Colorado 1977.

Gesellschaften zusammenhänge.² Die Funktion des Nationalismus, so Deutsch, habe in der Erfüllung der auf den staatlichen Wirtschaftsraum ausgeweiteten Kommunikationsbedürfnisse bestanden. Mit seiner materialistischen Auffassung, daß es die wirtschaftliche Modernisierung und gesellschaftliche Mobilisierung selbst gewesen sei, die im Zuge der Industrialisierung Nation und Nationalismus hervorgebracht habe, hat Deutsch die Kausalität früherer Erklärungen bereits verlassen. Explizit vollzogen wurde die Umkehr dieser Kausalität ab Mitte der sechziger Jahre vom englischen Philosophen und Ethnologen Ernest Gellner.³ Dieser stellte die konstruktivistische These auf, die Nation folge zeitlich und logisch auf den Nationalismus und nicht umgekehrt: Da, wo es keinen Nationalismus gäbe, gäbe es keine Nationen. Die Entstehung des Nationalismus sah Gellner in Abhängigkeit von funktionalen Erfordernissen einer industrialisierten Wirtschaft in einer Gesellschaft mit modernem, staatlich vereinheitlichtem Bildungssystem. Die Nation, so haben nach Gellner auch Eric Hobsbawm und Benedict Anderson argumentiert, sei ein modernes Artefakt ohne geschichtliche oder natürliche Grundlagen, die das menschliche Zusammenleben bestimmten.⁴ Ihnen zufolge entsteht eine Nation nicht zum Zeitpunkt, wo eine Gruppe von Menschen gleicher Abstammung in einem Territorium mit klar definierten Grenzen sesshaft wird, eine Nation entsteht erst da, wo sich Menschen vorzustellen beginnen, sie seien gleicher Abstammung

² Karl W. Deutsch, *Nationalism and Social Communication. An Inquiry into the Foundations of Nationality*, Cambridge/Mass. 1953; ders., *Der Nationalismus und seine Alternativen*, München 1972 (engl. Originalausgabe: *Nationalism and its Alternatives*, New York 1969).

³ Ernest Gellner, *Nationalism*, in: ders., *Thought and Change*, London 1964, 147-178; ders., *Scale and Nation*, in: ders., *Contemporary Thought and Politics*, London 1974, 141-157; ders., *Nationalism or the New Confessions of a Justified Edinburgh Sinner*, in: ders., *Spectacles and Predicaments. Essays in Social Theory*, Cambridge 1979, 265-276; ders., *Nationalismus und Moderne*, Berlin 1991 (engl. Originalausgabe: *Nations and Nationalism*, Oxford 1983).

⁴ Daß zwischen den drei Autoren trotz der in diesem Artikel betonten Gemeinsamkeiten gewichtige methodische Differenzen bestehen, sei nicht verschwiegen. Für die hier verfolgten Erkenntnisziele sind sie allerdings nicht weiter von Belang; Eric J. Hobsbawm, *The Age of Revolution, 1789-1848*, London 1962; ders., *The Limits of Nationalism*, in: *New Society*, 2.10.1969; ders., *Some Reflections on Nationalism*, in: Albert Henry Hanson u. a. (Hgg.), *Imagination and Precision in the Social Sciences. Essays in Memory of Peter Nettl*, London 1972, 385-406; ders./Terence Ranger (Hgg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983; ders., *Nationen und Nationalismus, Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt 1991 (engl. Originalausgabe: *Nations and Nationalism. Program, Myth, Reality*, Cambridge 1990); Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation, Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Berlin 1998 (engl. Originalausgabe: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983).

und so handeln, als wären sie es tatsächlich. Anderson hat in diesem Zusammenhang den einprägsamen Begriff der „imagined community“ gebildet. Dieser umfaßt Gemeinschaftsformen, die nicht auf Face-to-face-Kontakten beruhen, also nicht aus einer Praxis direkter Interaktion hervorgehen, sondern Produkte der Imagination sind, wobei diese Imagination wiederum als gesellschaftlich determiniert vorzustellen ist.⁵

Für die Inhalte nationalistischer Ideologien interessieren sich diese Autoren im allgemeinen nicht, sie verurteilen sie als intellektuell unbedarft und betrachten sie für ihre Theorien als irrelevant, weil sie beliebig ersetzbar seien. Gellner etwa hält lakonisch fest: „Allgemein gesprochen leidet die nationalistische Ideologie durchgehend unter falschem Bewußtsein. Ihre Mythen verkehren die Realität [...]. Nationalistische Ideologie predigt und verteidigt die Kontinuität, verdankt jedoch alles einem entscheidenden und unermeßlich tiefen Bruch in der menschlichen Geschichte. [...] Ihr Selbstbild und ihr wahres Wesen stehen in umgekehrtem Verhältnis zueinander, mit einer ironischen Genauigkeit, die auch von anderen erfolgreichen Ideologien selten erreicht wurde. Daher scheint mir, daß wir nicht allzuviel über den Nationalismus lernen werden, wenn wir uns dem Studium seiner eigenen Propheten widmen.“⁶ Nationalismus erscheint damit als Mittel zu Zwecken, die völlig außerhalb der expliziten ideologischen Ziele des Nationalismus liegen, womit diese selbst als Bestimmungskriterien des Phänomens außer Betracht fallen.

Auffallend an den jüngeren sozialwissenschaftlichen Modellen des Nationalismus ist die allgemeine Zurückhaltung in der Definierung ihrer Zentralbegriffe. Dies nicht von ungefähr: Ein Blick in die großen französischen, englischen und deutschen Enzyklopädien des 19. und 20. Jahrhunderts genügt, um eine Vorstellung zu erhalten, wie sehr die Bestimmungen dessen, was eine Nation ausmacht, vom Bild der eigenen Nation geprägt waren und damit von Nation zu Nation variierten. Um der Gefahr einer normativen Setzung auszuweichen, beläßt es Hobsbawm zum Beispiel bei der tautologischen Wendung,

⁵ Andersons eigener Bestimmung zufolge ist jede Gemeinschaft, die die Größe eines Dorfes übersteigt, eine „vorgestellte“. „Imagined community“ ist also nicht das Definiens von Nation, sondern das Genus proximum. Die Differentia specifica, die Anderson nennt, scheinen die Autoren, die sich auf ihn berufen, oft übersehen zu haben – „als begrenzt und souverän“ nämlich wird ihr zufolge die Nation vorgestellt; Anderson (wie Anm. 4) 14.

⁶ Gellner, *Nationalismus und Moderne* (wie Anm. 3) 182f. Ähnlich stellt Anderson fest: „Der ‚politischen‘ Macht des Nationalismus steht seine philosophische Armut oder gar Widersprüchlichkeit gegenüber. Mit anderen Worten: Anders als alle anderen Ismen hat der Nationalismus nie große Denker hervorgebracht – keinen Hobbes, keinen Marx und keinen Weber.“ Anderson (wie Anm. 4) 14.

eine Nation sei „jede ausreichend große Gemeinschaft von Menschen [...], deren Mitglieder sich als Angehörige einer ‚Nation‘ betrachten“⁷, und das allgemeine Begriffsverständnis von Nationalismus hat, wenn es überhaupt präzisiert wird, in der Formel der Forderung einer Nation nach politischer Souveränität sein Bewenden.⁸ Die thematische Geschlossenheit der jüngeren sozialwissenschaftlichen Theoriemodelle geht einher mit einer weitgehenden semantischen Offenheit ihrer Terminologie.

Neben dem unbestreitbaren heuristischen Gewinn, den der sozialwissenschaftliche Paradigmawechsel in der Nationalismusforschung gegenüber früheren Erklärungsansätzen gebracht hat, müssen auch die konzeptionellen Schwierigkeiten, die auf seine Kosten gehen, ins Blickfeld der Forschung rücken. Dies ist bis heute kaum geschehen. Eine fundierte Kritik an Gellner, Hobsbawm, Anderson und ihren Nachfolgern wurde zwar formuliert, allerdings nicht von Historikern der frühen Neuzeit oder des Mittelalters⁹, sondern von ihren eigenen Schülern, die weiterhin an grundlegenden Prämissen ihres methodischen Vorgehens festhalten.¹⁰ Angesichts der Tatsache, daß im glei-

⁷ Hobsbawm, Nationen und Nationalismus (wie Anm. 4) 19.

⁸ „Nationalismus ist vor allem ein politisches Prinzip, das besagt, politische und nationale Einheiten sollten deckungsgleich sein [...]. Das Nationalgefühl ist die Empfindung von Zorn über die Verletzung des Prinzips, oder von Befriedigung angesichts seiner Erfüllung.“ Gellner, Nationalismus und Moderne (wie Anm. 3) 8; „The term ‚nationalism‘ is used to refer to political movements seeking or exercising state power and justifying such actions with nationalist arguments. [...] Nationalism cannot be linked to any particular type of cultural attribute or social arrangement; or to any particular structure of communications; or to any particular class interest; or to any particular economic relationship; or to any particular state or need; or to any particular social function or objective. It is therefore impossible to construct any acceptable theory of nationalism upon such bases. Nationalism is a form of politics.“ John Breuilly, Nationalism and the State, Manchester 1993, 3 und 368.

⁹ Eine Ausnahme bildet Adrian Hastings, dessen Kritik an den „modernistischen“ Theorien allerdings in vielem die Irritation des herkömmlichen Nationalgeschichtsschreibers über die radikale Hinterfragung der Kontinuität seines Forschungszeitraums spiegelt. Hastings' Behauptung, das englische Königreich habe bereits zur Regierungszeit Alfred des Großen (871-899) die wichtigsten Elemente eines Nationalstaates aufgewiesen (Nationalsprache, Nationalliteratur, nationales Recht und ein horizontales Gesellschaftsverständnis) und unter der Herrschaft Eduards des Bekenners (1042-1066) die Nationalstaatsbildung bereits abgeschlossen, läßt sich in Anbetracht der Gestalt mittelalterlicher Herrschaftsstrukturen in dieser Form kaum aufrechterhalten; Adrian Hastings, The Construction of Nationhood. Ethnicity, Religion and Nationalism, Cambridge 1997, 39 passim.

¹⁰ Als gewichtigster Kritiker der von ihm selbst als „modernistisch“ bezeichneten Theorien dürfte heute der Gellner-Schüler Anthony D. Smith gelten. Zentraler Gegenbegriff zu diesen Theorien ist bei ihm die „Ethnie“, die er als notwendige Voraussetzung für ein „nation-building“ betrachtet. Anthony D. Smith, Theories of Nationalism, London 1971; ders., The Ethnic Origins of Nations, Oxford/Cambridge

chen Zeitraum, in dem sich die modernistische Nationalismustheorie durchsetzte, auch in der deutschen und französischen Mediävistik die Suche nach den Ursprüngen der europäischen Nationen auf breiter Basis erfolgte oder bereits im Gang war, muß dieser Umstand erstaunen.¹¹ Sein Hauptgrund dürfte darin liegen, daß die methodische Kluft zwischen dem abstrakten Theoretisieren der modernen Sozialwissenschaften und dem quellenorientierten Arbeiten in der Mediävistik und Frühneuzeitforschung zu tief scheint, um zwischen den beiden Positionen zu vermitteln. Hinzu kommen allerdings noch weitere Gründe, die spezifisch in der konzeptionellen Anlage der modernistischen Theorien zu suchen sind:

1. Das kategorische Urteil, Nationen und Nationalismus seien eine Erfindung der Moderne, spricht Forschungen, die sich dem gleichen Phänomen in früheren Epochen widmen, das Existenzrecht grundsätzlich ab. Wenn etwa Hans-Ulrich Wehler den Historikern, die sich mit dem Bildungsprozeß der Nationen im Mittelalter und der frühen Neuzeit befassen, den Bescheid gibt, „daß die Jahrhunderte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts andere Herrschaftssysteme, eine andere Politik, ganz andere Lebenswelten als die nationalen besessen haben, daß also die nationalhistorischen Kategorien diese Vergangenheit vergewaltigen, ihre Eigenart verfehlen und es uns erschweren, diese vergangene Realität wirklich zu erfassen“¹², dann ist nicht nur eine

1986; ders., The Formation of National Identity, in: Henry Harris (Hg.), Identity, Oxford 1995, 129-153; ders., Nationalism and Modernism, London/New York 1998.

¹¹ Helmut Beumann/Werner Schröder (Hgg.), Nationen. Historische und philologische Untersuchungen zur Entstehung der europäischen Nationen im Mittelalter, 9 Bde, Sigmaringen 1978-1991; Benedykt Zientara, Nationale Strukturen des Mittelalters, Ein Versuch zur Kritik der Terminologie des Nationalbewußtseins unter besonderer Berücksichtigung osteuropäischer Literatur, in: Saeculum 32 (1981) 301-316; František Graus, Kontinuität und Diskontinuität des Bewußtseins nationaler Eigenständigkeit im Mittelalter, in: Per Sture Ureland (Hg.), Entstehung von Sprachen und Völkern. Glotto- und ethnogenetische Aspekte europäischer Sprachen, Tübingen 1985, 71-81; Helmut Beumann, Zur Nationenbildung im Mittelalter, in: Otto Dann (Hg.), Nationalismus in vorindustrieller Zeit, München 1986, 21-33; Jörn Garber, Trojaner – Römer – Franken – Deutsche. „Nationale“ Abstammungstheorien im Vorfeld der Nationalstaatsbildung, in: Klaus Garber (Hg.), Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit, Tübingen 1989, 108-163; Carlrichard Brühl, Deutschland – Frankreich. Die Geburt zweier Völker, Köln/Wien 1990; Norbert Kersken, Geschichtsschreibung der „nationes“. Nationalgeschichtliche Gesamtdarstellungen im Mittelalter, Köln/Weimar/Wien 1995; Almut Bues/Rex Rexheuser (Hgg.), Mittelalterliche nationes – neuzeitliche Nationen. Probleme der Nationenbildung in Europa, Wiesbaden 1995.

¹² Hans-Ulrich Wehler, Nationalismus, Nation und Nationalstaat in Deutschland seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, in: Ulrich Herrmann (Hg.), Volk, Nation, Vaterland. Studien zum ausgehenden 18. Jahrhundert, Hamburg 1996, 269-277, hier 269; mit der gleichen Tendenz: ders., Nationalismus und Nation in der deutschen Ge-

Verständigung zwischen den Epochenfächern entschieden erschwert, vielmehr sieht sich die Mediävistik und Frühneuzeitgeschichte mit dem heute anachronistischen Vorwurf konfrontiert, sie betreibe weiterhin eine antiquierte Sicht der Dinge, die sich von der Ideologie des Nationalismus noch nicht genügend befreit habe.

2. Durch die weitgehende Abgehobenheit von begriffsgeschichtlichen, ja quellenorientierten Fragestellungen insgesamt wird in modernistischen Theorien generell über die Problematik hinwegdiskutiert, wie ein seit dem Spätmittelalter und in der ganzen frühen Neuzeit gebräuchlicher Nationenbegriff, der Kollektive nach sprachlichen, territorialen, geschichtlichen und anderen Gesichtspunkten unterscheidet, zu erklären ist. Die Abgrenzung des Forschungsgebiets hin zur Vormoderne erfolgt weitgehend aus theorieimmanenten Gründen, eine wirkliche Auseinandersetzung mit der älteren Vergangenheit findet nicht statt. Gellner argumentiert etwa, daß die Vormoderne durchaus „kulturellen Chauvinismus“ oder „Einheiten“ hervorbringen könne, „die einem modernen Nationalstaat ähnelten“, allein, diese seien dann – im Gegensatz zur Moderne – keine Produkte der Notwendigkeit.¹³

3. Unter der Prämisse einer sozialgeschichtlichen Makroperspektive können historische Phänomene nur dann ins Blickfeld der Forschung rücken, wenn sie eine breite soziale Abstützung erreicht haben. So werden auch in der modernistischen Forschung Fragen nach den gesellschaftlichen Bedingungen und der Funktion von Nationalismus vorwiegend im gesamtgesellschaftlichen Kontext behandelt, was zur Konsequenz hat, daß Nationalismus letztlich nur da für existent gehalten wird, wo er sich zum Massenphänomen ausweitet. Daß nationalistische Ideologien je nach gesellschaftlichen Trägergruppen unterschiedliche Funktionen erfüllen oder daß Zugehörigkeitskonzepte zu einer Nation über lange Zeit selber ein Minderheitenphänomen darstellen können, muß so weitgehend ausgeblendet bleiben. Mithin läßt sich etwa für die Theorie Gellners konstatieren, daß sie – gegen ihre Intention – nicht die Entstehung, sondern die soziale Ausbreitung und den langfristigen Erfolg des Nationalismus erklärt. Es bleibt ein Desiderat der Forschung, über eine theoretische Grundlage zu verfügen, die nationale Zugehörigkeitskonzepte auf der gesellschaftlichen Mikro-Ebene, d. h. in Bezug auf kleine Gruppen, enge Räume und kurze Zeitabschnitte, klassifizierbar macht. Damit wäre endlich auch der Weg zur Erfassung der Diskontinuität des Nationalismus in der neuzeitlichen Geschichte freigemacht.

schichte, in: Helmut Berding (Hg.), *Nationales Bewußtsein und kollektive Identität*, Frankfurt/M. 1994, 163-175, hier 163f.

¹³ Gellner, *Nationalismus und Moderne* (wie Anm. 3) 201.

4. Abgesehen vom teilweise gegenstandsbedingten Defizit in der definitorischen Erfassung des Untersuchungsgegenstandes operieren die modernistischen Ansätze in der Nachfolge Gellners, Hobsbawms und Andersons mit einer auch in methodischer Hinsicht schwer zu fassenden Terminologie. Im Zentrum ihres Diskurses steht die Formel der „kollektiven Identität“¹⁴. Die gewaltige Konjunktur dieses Begriffs steht in frappierendem Kontrast zu seinem semantischen Gehalt.¹⁵ Definitionen sucht man generell vergebens, der Begriff wird verwendet, als bezeichne er eine Realie.¹⁶ Fragt man nach dem Verständnisprinzip, das ihm zugrunde liegt, so stößt man auf den mehr oder weniger diffus vertretenen Ansatz, menschliche Kollektive als autonome „Handlungseinheiten“ zu verstehen, die sich durch Selbst- und Fremdzuschreibung spezifischer Eigenschaften konstituieren. Der Begriff der kollektiven Identität ist deshalb an die Annahme eines „kollektiven Akteurs“ gebunden, eine Metapher, die aus handlungstheoretischen Modellen über individuelle Identität auf den Bereich der Kollektive übertragen worden ist.¹⁷ Dabei wird jedoch – und dies scheint allgemein übersehen zu werden – der wissenschaftliche Diskurs über Nation und Nationalismus wieder in die alte und schon von Kohn verworfene Steigerungsreihe des Gemeinschaftlichen gestellt, die bei der Familie beginnt und bei der Nation ihren Gipfel erreicht. Mit anderen Worten: Wer von der kollektiven Identität der Nation spricht, evoziert das gleiche Bild, das Meinecke seinerzeit mit emphatischem Sprachgestus als „Makroanthropos und potenziertes Individuum“ bezeichnet hat.¹⁸ Im wissenschaftlichen Diskurs ist der Begriff der kollektiven Identität damit tatsächlich so

¹⁴ Der Begriff ist in den Theorien von Deutsch, Gellner, Hobsbawm und Anderson noch irrelevant. Er wurde offenbar erst nachträglich in den modernistischen Theoriediskurs eingeführt.

¹⁵ Lutz Niethammer, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek bei Hamburg 2000.

¹⁶ Betrachtet man etwa, um nur ein Beispiel von vielen zu nennen, die zwei über 600seitigen Aufsatzsammlungen mit den Titeln „Nationale und kulturelle Identität“ und „Nationales Bewußtsein und kollektive Identität“ von 1991 und 1994, so belaufen sich die einzigen Erläuterungen dessen, was unter kollektiver bzw. kultureller Identität zu verstehen sei, auf den Hinweis, daß man es mit etwas gesellschaftlich Konstruiertem zu tun habe, welches – und das dürfte auch gleich die ausführlichste Annäherung an den Begriff sein – „erst freigelegt, kenntlich gemacht und symbolisch ‚ausgeflaggt‘ werden“ müsse; Bernhard Giesen/Kay Junge, *Vom Patriotismus zum Nationalismus. Zur Evolution der „Deutschen Kulturnation“*, in: Bernhard Giesen (Hg.), *Nationale und kulturelle Identität*, 2. Aufl. Frankfurt/M. 1992, 255-303, hier 256; Berding (wie Anm. 12).

¹⁷ So z. B. Bernhard Giesen, *Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation*, Bd. 2, Frankfurt/M. 1999, 119.

¹⁸ Meinecke (wie Anm. 1) 16.

etwas wie des Kaisers neues Kleid.¹⁹ Mag die Metapher eines kollektiven Akteurs für eine Fußballmannschaft noch sinnvoll sein, so ist sie dies in Bezug auf die Nation höchstens aus der Perspektive von Nationalisten selbst. Mit seinem Konzept der „imagined community“ hat Anderson der Auffassung von der Nation als Handlungseinheit bereits den Boden entzogen.

II. METHODE UND DEFINITIONEN

Die Vermittlung zwischen den Forschungsergebnissen der modernen Sozialgeschichte auf der einen, und der Mediävistik und Frühneuezeitgeschichte auf der anderen Seite hat zuerst über eine Verständigung in der Terminologie zu erfolgen. Zu welchem Zeitpunkt und auf welche Parameter gestützt, so wäre etwa zu fragen, soll man von Frankreich als einer Nation sprechen können, und welche Bedingungen müssen erfüllt sein, daß wir Äußerungen und Konflikte in der Vergangenheit für nationalistisch motiviert erklären können? Die Entwicklung eines idealtypischen Maßstabs, der auf diese und andere Fragen zur Anwendung gebracht werden könnte, wäre ein erster Pfeiler, auf dem die Kluft zwischen den Epochenfächern überbrückt werden könnte. Notwendige Voraussetzung seiner Zweckmäßigkeit ist indes der erneute Einbezug ideologie- und mentalitätsgeschichtlicher Fragestellungen.²⁰ Der folgende Vorschlag soll hierzu als Diskussionsanstoß dienen.

Wenn wir bei der konstruktivistischen Annahme bleiben, daß jede Form von Gruppenbildung eines spezifischen, ideologisch festgesetzten Inklusions- und Exklusionsprinzips bedarf, daß demzufolge Nationen ohne den ideologischen Antrieb des Nationalismus nicht haben entstehen können, dann haben wir bei der Frage anzusetzen, wie und nach welchen Kriterien Nationalismus Eigenes und Fremdes konstruiert, und wie er diese Konstruktion ideologisch verankert.²¹

¹⁹ Niethammer greift auf diese Metapher in seiner Kritik an der „neuen Rechten“ der Bundesrepublik zurück, die den Begriff der kollektiven Identität in den siebziger und achtziger Jahren für ihre politischen Parolen entdeckt habe; Niethammer (wie Anm. 15) 489f.

²⁰ Vgl. Volker Sellin, Mentalität und Mentalitätsgeschichte, in: Historische Zeitschrift 241 (1985) 555-598.

²¹ Um den Unterschied von Kollektivideologien gegenüber anderen Ideologietypen aufzuzeigen, sei hier auf das Beispiel des Konservatismus verwiesen, der weder ein spezifisches Kollektiv konstruiert noch eine inhaltlich vordefinierte Gruppe an-

Nationalismus, verstanden als eine Kollektivideologie, meint hier nicht ein von „falschem Bewußtsein“ bestimmtes Erklärungssystem zur Verschleierung von Partikularinteressen, sondern ein spezifisches Vorstellungskonzept, in dessen Zentrum die Konstruktion eines Gruppenmodells steht. Ideologie verstehe ich als ein Orientierung verschaffendes Bündel von Vorstellungen, ein rationales Konzept, auf das Individuen und Kollektive als Handlungsantrieb und Handlungsrechtfertigung angewiesen sind. Ideologien wirken demnach weitgehend selbstreferentiell, sie fungieren nicht bloß als Mechanismen zur Verschleierung von Akkumulation und Konvertierung verschiedener Kapitalsorten, sondern sind selber Maßstab zur Wertbestimmung sowie Anleitung zur Aneignung von Kapital.²²

Die Festlegung des Eigenen und Fremden einer Kollektivideologie, so meine Ausgangshypothese, läßt sich in zweierlei Hinsicht abstecken: erstens hinsichtlich der ideologisch fixierten Wechselbeziehung zwischen Eigenem und Fremdem, und zweitens hinsichtlich der Wahrnehmung und der Differenzierung des Fremden. Angewandt auf den Nationalismus, stößt man auf ein Ausgangsprinzip, wonach er Menschen, die nicht zur eigenen Nation gehören, als eine Vielheit und nicht als eine einheitliche Opposition wahrnimmt. Es gehört zur entscheidenden Anlage der nationalistischen Ideologie, die eigene Nation nicht in Gegenrelation zu einem einzigen umfassenden Kollektivbegriff des Fremden zu stellen, wie dies etwa in den monotheistischen Religionen des Judentums und des Islams („gojim“, „dar al-

spricht, sondern seine Inhalte in universale Werte kleidet und der gesamten Menschheit als Richtlinie ihrer Handlungsorientierung empfiehlt.

²² Die vorgeschlagene Definition versucht Theorieelemente des wissenssoziologischen Ideologiebegriffs mit Bourdieus Kapitaltheorie zu verbinden. Letztere verzichtet zwar auf den Ideologiebegriff, führt aber das marxistische Ideologiekonzept des „falschen Bewußtseins“ gleichsam durch die Hintertür wieder ein, indem sie postuliert, Kapitaltransmission gehorche dem Prinzip der „Verschleierung“, das langfristige Akkumulation und Reproduktion von Macht und Privilegien gewährleiste. Damit gefährdet Bourdieu den totalen soziologischen Erklärungsanspruch, den seine Kapitaltheorie geltend macht, muß er sich doch – entgegen seinem erkenntnistheoretischen Wissenschaftscredo – als „Aufklärer“ verschleierte Machtkonzentration inszenieren und kommt damit als einzige Ausnahme außerhalb des Geltungsanspruchs seiner Theorie zu stehen. Diesem Dilemma entgeht der funktionalistische Ideologiebegriff in der Nachfolge der Wissenssoziologie, der grundsätzlich alle Formen von Bewußtsein für ideologisch instrumentalisierbar hält und damit die negative Konnotation des Begriffs im Marxismus und Neopositivismus neutralisiert. Vgl. Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983, 183-198; ders., Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt/M. 1976; einen funktionalistischen Ideologiebegriff verwendet dagegen Volker Sellin (wie Anm. 20).

harb“²³, in der Kultur der griechischen und römischen Antike (Barbar)²⁴, in den antiken und frühmittelalterlichen Ethnien Nord- und Mitteleuropas (Urmensch)²⁵, in der chinesischen Kultur des Kaiserreichs („wai-kuo“)²⁶ oder im Sowjetsystem (Kapitalismus) der Fall gewesen ist. Auch die tripolare Fremdbegrenzung des Christentums von Heiden und Juden unterscheidet sich grundlegend von derjenigen des Nationalismus.²⁷ Dieser sieht die eigene Nation einer potentiell unbeschränkten Anzahl anderer Nationen gegenüber, die deutlich voneinander getrennt sind. Seine Ideologie grenzt sich nicht bipolar oder tripolar, sondern multipolar ab. Dazu kommt ein weiterer Unterschied. Nationalismus – idealtypisch kontrastierend formuliert – grenzt nicht aus, indem er unterordnet, sondern indem er beordnet: Es ist nicht Gottes Volk, das auf die Gottlosen hinunterblickt, nicht Kultur, die sich von kollektiver Roheit abhebt, nicht Menschheit, die von Tieren umgeben ist, nicht Gerechtigkeit und Gleichheit, die systematische Ausbeutung hinter und gegen sich weiß, sondern es ist eine Nation, die von anderen Nationen umgeben wird – und sich an diesen mißt, messen muß. Abgrenzungskonstrukte zwischen Nationen beruhen auf dem Konsens, daß es sich bei ihnen um grundsätz-

²³ Zur Konstruktion des Fremden im Islam: Gregor Schoeler, *Der Fremde im Islam*, in: Meinhard Schuster (Hg.), *Die Begegnung mit dem Fremden, Wertungen und Wirkungen in Hochkulturen vom Altertum bis zur Gegenwart*, Stuttgart/Leipzig 1996, 117-130.

²⁴ Yves Albert Dauge, *Le Barbare. Recherches sur la conception romaine de la barbarie et de la civilisation*, Brüssel 1981; Dieter Timpe, *Ethnologische Begriffsbildung in der Antike*, in: Heinrich Beck (Hg.), *Germanenprobleme in heutiger Sicht*, Berlin/New York 1986, 22-40; Klaus Bringmann, *Topoi in der lateinischen Germania*, in: Herbert Jankuhn/Dieter Timpe (Hgg.), *Beiträge zum Verständnis der Germania des Tacitus*, Bd. 1, Göttingen 1989, 59-78; Allan A. Lund, *Versuch einer Gesamtinterpretation der „Germania“ des Tacitus, mit einem Anhang: Zu Entstehung und Geschichte des Namens und Begriffs „Germani“*, in: Wolfgang Haase (Hg.), *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt. Geschichte und Kultur Roms im Spiegel der neueren Forschung*, Teil 2: *Principat*, Bd. 33/3, Berlin/New York 1991, 1858-1988.

²⁵ Zahlreiche Selbstbezeichnungen von Ethnien bedeuteten entweder „Männer“ (Alemannen, Goten), „Göttersöhne“ (Gauten, Biturigen) oder „Menschen“ (Suomi, Inuit). Die Tatsache, daß Angehörige fremder Ethnien nicht als Menschen wahrgenommen wurden, zeigt sich in ihrem rechtlich vogelfreien Status.

²⁶ Norbert Meinenberger, *China und die Fremden in Geschichte und Gegenwart*, in: Schuster (wie Anm. 23) 170-183.

²⁷ Reinhard Koselleck weist zurecht darauf hin, daß es sich bei der „üblichen Dreierreihe“ der christlichen Unterteilung der Menschheit „letztlich um ein Dual“ handelt: „Im Glauben an den Schöpfergott mit dem gemeinsamen Alten Testament rücken Juden und Christen zusammen, aber theologisch nur bis zu Christi Erscheinen, [...] sub specie Dei stehen Juden und Heiden vor derselben Alternative, sich zu bekehren oder unterzugehen.“ Reinhard Koselleck, *Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe*, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1979, 211-259, hier 234.

lich gleichartige Größen handelt. Das hat weitreichende Konsequenzen.

1. Nationalismus ist – ausgeprägter als alle oben aufgezählten Kollektivideologien – eine Ideologie der Fremdorrientierung und, in Konsequenz davon, des Vergleichs. Eine Nation sieht sich ihresgleichen gegenüber, sie kennt keine auf ewig festgeschriebene Hierarchie, die ihr die Außenwelt unterordnet. Maß ihres Selbstbildes ist der ständige Vergleich, nicht etwa eine autonom gesetzte und stabile Rangordnung zwischen Heiligem und Verrufenem. Die prinzipielle Gleichordnung der Gruppenfremden trägt folglich nicht die Konsequenz gegenseitiger Toleranz in sich, sondern die einer verschärften Konkurrenz. Nationalismus ist eine dynamisierende Ideologie, beruhend auf einem agonalen Prinzip. Nationalisten messen ihre Nation an anderen Nationen und generieren das Prestige der eigenen Nation aus diesem ständigen Vergleich.²⁸ Sie orientieren sich dabei nicht nach unten, sondern nach oben, mit anderen Worten: Der Nationalismus sucht den Wettkampf mit Nationen, deren Überlegenheit er – bei ihrer gleichzeitigen, mehr oder weniger heimlichen Bewunderung – fürchtet und gegen die er sich behaupten muß. Nationen, die im Vergleich zur eigenen im Status der Unterlegenheit erscheinen, sind kaum Objekt agonaler Aggressivität.²⁹

²⁸ Die gesteigerte Konkurrenz zwischen begrifflich und ideologisch gleichgesetzten kollektiven Ordnungen führt – ausgeprägt im modernen Nationalismus – auch zur Verherrlichung der eigenen Nation aufgrund von religiösen, linguistischen oder rassistischen Exklusionskonstrukten. Diese haben, auf der Ebene des Diskurses betrachtet, nicht nur die Funktion, Mauern um die eigene Nation zu ziehen, sondern auch dem Zwang zum internationalen Wettbewerb auszuweichen, indem gleichzeitig dauerhafte und der eigenen Nation vorbehaltene Werte propagiert werden. Zwar können diese nur nach innen als Kapitalgewinn deklariert werden, versprechen zumindest da aber einen festen Fundus an Nationalprestige. Der geeignete Nährboden für die Integration solcher „fester Werte“ in ein Nationskonstrukt ist der Eindruck der Inferiorität der eigenen Nation in der Situation einer offenen, auf allgemein annehmbaren Vergleichsparametern beruhenden Prestigekonkurrenz mit anderen Nationen.

²⁹ Diese Gesetzmäßigkeit läßt sich exemplarisch an der westeuropäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts aufzeigen. Von der Französischen Revolution bis 1871 richtete sich der französische Nationalismus trotz kriegerischer Konflikte und politischer Spannungen mit Deutschland praktisch ausnahmslos gegen das wirtschaftlich und militärisch überlegene England, wogegen in Deutschland schon im 18. Jahrhundert, vor allem aber seit den Napoleonischen Expansionskriegen Frankreich zum „Erbfeind“ der deutschen Nation aufgebaut wurde – ohne daß diese Aggressivität von französischen Nationalisten überhaupt zur Kenntnis genommen worden wäre. Diese Situation änderte sich erst mit der Niederlage Frankreichs im deutsch-französischen Krieg, dann aber schlagartig. Das von Germaine de Staëls Buch „De l'Allemagne“ geprägte, freundlich herablassende Bild vom Land der mittelalterlichen Rückständigkeit mit den vielen Burgen, in deren Turmzimmern Dichter und Denker auf tiefe Gedanken kamen, wich dem Angstgemälde der großen Kaserne, in

2. Die Kategorie der Ähnlichkeit der Antagonisten als Grundlage des agonalen Prinzips erfährt eine komplementäre Ergänzung durch die Kategorie ihrer unaufhebbaren Verschiedenheit. Nationalismus ist eine Ideologie mit radikalem Exklusionsprinzip. Der Nationalismus kennt keine Initiationsriten, in eine Nation wird man geboren, Zutritt und Austritt sind verspermt. Der sog. Gesinnungspatriotismus, erstmals durchdacht von Anhängern der Französischen Revolution, die sich selber nicht zur französischen Nation zählen konnten³⁰, ist den Prinzipien des Nationalismus ebenso fern wie die juristischen Verfahren zum Wechsel der Staatsangehörigkeit.³¹ Nationszugehörigkeit ist weder eine Frage politischer Präferenzen noch behördlicher Registrierungen³² – um so mehr aber eine der Geburt, zuweilen auch schärfer: eine des *Blutes*. Die Nation ist ein exklusiver Verein, in dem man sich nicht kennt, aber sicher ist, sich sogleich zu erkennen.

der diszipliniert zum nächsten Schlag gegen die französische Nation ausgeholt wurde. Zu diesem Thema: Michael Jeismann, *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918*, Stuttgart 1992.

³⁰ Der „Code de la nationalité“ Frankreichs beruhte denn auch schon im 19. Jahrhundert auf dem Abstammungsprinzip, losgelöst vom Konzept nationaler Zugehörigkeit der ersten Revolutionsjahre. Vgl. Bernard Falga/Claus Leggewie/Catherine Wihtol de Wenden (Hgg.), *Au miroir de l'autre. De l'immigration à l'intégration en France et en Allemagne. Actes du colloque de Francfort sur le Main (15 et 16 mai 1993)*, Paris 1994.

³¹ Dieses Urteil gilt auch für sog. Einwanderungsnationen wie die USA und Australien, in denen das Geburtsprinzip als Kriterium der Nationszugehörigkeit seinen Niederschlag sowohl in den rechtlichen Bestimmungen zur Staatsangehörigkeit als auch in der Mentalität der Bevölkerung gefunden hat, die zwischen Immigranten und im Land geborenen Leuten, was ihre Angehörigkeit zur Nation betrifft, sehr wohl zu unterscheiden weiß. In Lateinamerika hat die strikte Unterscheidung zwischen im Land Geborenen und aus Europa Eingewanderten sogar eine spezifische Gruppenbezeichnung für die bereits seit mehr als einer Generation Ansässigen hervorgebracht, die der „Kreolen“. Mit der Durchsetzung der nationalen Unabhängigkeit in den lateinamerikanischen Kolonien übernahmen die Kreolen die staatliche Macht von den europäischen Kolonialverwaltern und setzten sich damit vom zweiten auf den ersten Rang in der sozialen Hierarchie. Die Nationalisten in den spanischen Kolonien nannten sich selbst „Americanos“ und grenzten sich damit gegenüber den „Maturangos“ ab, den Spaniern aus dem Mutterland; „Americanos“ bezeichnete also die Menge der Europastämmigen, die schon außerhalb Spaniens geboren waren. Vgl. Anderson (wie Anm. 4) 48-62 und 198.

³² So haben etwa soziologische Feldstudien in den siebziger und achtziger Jahren ergeben, daß in Frankreich auch der größte Teil jener Immigranten, die gemäß Gesetz Bürger des französischen Staates waren, sich selber nicht als Mitglieder der französischen Nation, sondern der Nation ihres Herkunftsgebiets (z. B. La Réunion) fühlten: Isabelle Taboada-Leonetti, *Identité individuelle, identité collective. Problèmes posés par l'introduction du concept d'identité en sociologie. Quelques propositions théoriques à partir de trois recherches sur l'immigration*, in: *Social Science Information* 20/1 (1981) 137-167, hier 145.

3. Nationalismus ist eine Ideologie mit universalem Sendungsbewußtsein. Dieses resultiert aus der Einteilung der aus der eigenen Nation ausgeschlossenen Menschen in andere Nationen. Eine Nation kann mithin auch Fremdkonstrukt sein, ideologisches Exportprodukt eines anderen Nationalismus. Grundsätzlich gilt: Wo Nationalismus sich ausbreitet, entsteht mehr als eine Nation, entstehen – früher oder später – mehrere Nationalismen.

Auf der Grundlage dieser idealtypischen Differenzkriterien zu anderen Kollektivideologien schlage ich eine Definition der beiden Zentralbegriffe vor, die sowohl die Bedingung eines diachron beliebig anwendbaren Maßstabs erfüllen als auch eine umfassende Anwendung vom sozialgeschichtlichen Mikro- bis zum Makrobereich ermöglichen soll: Unter Nationalismus verstehe ich die Ideologie von der naturgegebenen Einteilung der Menschen in Nationen und von der agonalen Beziehung zwischen Nationen. Mit dem Begriff der Nation bezeichne ich ein Gemeinschaftskonstrukt³³, das von jenen, die sich ihm zugehörig fühlen, als natürliche und charakteristisch einzigartige Ordnung aufgefaßt und mit einem geographischen Gebiet identifiziert wird. Die Zugehörigkeit zu einer Nation ist unabhängig von sozialem Rang und Status, insofern ist die Nation eine „horizontale Gemeinschaft“ (Benedict Anderson). Die Nation ist – egal, ob sich nur wenige oder alle ihrer potentiellen Mitglieder zu ihr bekennen – eine abstrakte Gemeinschaft, weil ihre Mitglieder weder objektiv bestimmbare Eigenschaften aufweisen noch ein soziales System bilden, das in gemeinsamen Interaktionsstrukturen erfaßbar wäre.³⁴ Das agonale Prinzip des Nationalismus führe ich auf zwei zentrale Parameter zurück: einerseits das Prestige, andererseits die Freiheit der Nation vom Einfluß anderer Nationen. Das Streben der Nationalisten gilt demnach dem Ziel, dem Konto der eigenen Nation Errungenschaften und Ruhm zuzuführen und gegenüber anderen Nationen ihren Selbstbestimmungsanspruch zu verteidigen und dauerhaft zu legitimieren. Selbstbestimmung meint dabei nicht nur territo-

³³ Den Begriff der Gemeinschaft verstehe ich in Anlehnung an Max Webers Terminus der „Vergemeinschaftung“ als eine Einheit von Menschen, die „auf subjektiv gefühlter (affektueller oder traditionaler) Zusammengehörigkeit der Beteiligten beruht“. Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5. Aufl. Tübingen 1972, 21.

³⁴ Vgl. zu den Bestimmungskriterien sozialer Systeme: Humberto R. Maturana, *Man and Society*, in: Frank Benseler/Peter M. Hejl/Wolfram K. Köck (Hgg.), *Autopoiesis, Communication, and Society. The Theory of Autopoietic Systems in the Social Sciences*, Frankfurt/M./New York 1980, 11-31, hier 17f.; Peter M. Hejl, *Konstruktion der sozialen Konstruktion. Grundlinien einer konstruktivistischen Sozialtheorie*, in: Siegfried J. Schmidt (Hg.), *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*, Frankfurt/M. 1987, 320-27.

riale Unabhängigkeit und uneingeschränkte Verfügungsgewalt über „nationales Eigentum“, sondern ebenso Schutz vor dem Einfluß „fremder Sitten“, deren Abwehr in der polarisierenden Konstruktion nationaler Stereotype ihren ideologischen Kern hat. Im folgenden soll die Brauchbarkeit dieser Terminologie am Nationskonzept des deutschen Humanismus in der Zeitspanne von 1490 bis etwa 1530 überprüft werden.

III.

VON DER KORPORATIVEN ZUR ABSTRAKTEN NATION

Wurde der Begriff der „natio“ im Gegensatz zu „gens“ und „populus“ bis ins späte Mittelalter weniger als Kollektivbegriff, sondern als Herkunftsbezeichnung einer oder mehrerer Personen nach Geburt, Stand und Land verwendet, hat sich seine Anbindung an Sprachgruppen, ohne die herkömmlichen Bedeutungen gleich zu verdrängen, vom 14. bis zum 16. Jahrhundert sukzessive durchgesetzt.³⁵ Dieser Prozeß lief maßgeblich über als „nationes“ bezeichnete Körperschaften, die innerhalb von Institutionen mit hoher horizontaler Mobilität und großem geographischen Einzugsgebiet die Anwesenden nach Herkunft und, soweit es ihre beschränkte Anzahl zuließ, nach sprachlichen Kriterien einteilten. Besagte Institutionen waren in erster Linie Universitäten und Konzilien.³⁶ Neben den Reichstagen³⁷ waren es vor allem Universitäten in Italien wie Bologna und Padua³⁸ sowie die

³⁵ Karl Ferdinand Werner, Volk, Nation, Nationalismus, Masse, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1992, 214-233.

³⁶ Herfried Münkler/Hans Grünberger/Kathrin Mayer, *Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Italien und Deutschland*, Berlin 1998, 29-73.

³⁷ Dieter Mertens, Die Rede als institutionalisierte Kommunikation im Zeitalter des Humanismus, in: Heinz Durchhardt/Gert Melville (Hgg.), *Im Spannungsfeld von Recht und Ritual. Soziale Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 1997, 401-421.

³⁸ Winfried Dotzauer, Deutsches Studium und deutsche Studenten an europäischen Hochschulen (Frankreich, Italien) und die nachfolgende Tätigkeit in Stadt, Kirche und Territorium in Deutschland, in: Erich Maschke/Jürgen Sydow (Hgg.), *Stadt und Universität im Mittelalter und in der früheren Neuzeit*, Sigmaringen 1977, 112-141; Agostino Sottili, Nürnberger Studenten in italienischen Renaissance-Universitäten mit besonderer Berücksichtigung der Universität Pavia, in: Volker Kapp/Frank-Rutger Hausmann (Hgg.), *Nürnberg und Italien. Begegnungen, Einflüsse und Ideen*, Tübingen 1991, 49-104; ders., Ehemalige Studenten italienischer Renaissance-Universitäten, ihre Karrieren und ihre soziale Rolle, in: Rainer Christoph Schwinges (Hg.),

Konzilien von Konstanz und Basel, an denen deutsche Gelehrte als Angehörige der „natio Germanica“, die wie die anderen „nationes“ zusehends auch sprachliche und politische Faktoren zu Bestimmungsmerkmalen ihrer Zusammensetzung machte, in Kontakt mit dem italienischen Humanismus kamen. Hier sahen sich die Mitglieder der deutschen Nation (gleich wie jene der französischen) von Seiten italienischer Humanisten mit dem kollektiven Heterostereotyp der „barbari“ konfrontiert, einem Begriff, der im Mittelalter außer zur Bezeichnung der Vulgärsprachen hauptsächlich für die „pagani“ reserviert war.³⁹ Der italienische Humanismus hat den Barbarenbegriff aus der mittelalterlichen Antithese von Christen und Heiden wieder in die von Zivilisation („civilitas“, „urbanitas“) und Barbarei übertragen, und diesen sowohl zur Diffamierung anderer Sprachgruppen als auch gegen Personen und Institutionen, denen er mangelhafte Beherrschung des klassischen Lateins vorwerfen konnte, eingesetzt.⁴⁰ Vom semantisch vielschichtigen Barbarenkonzept der griechischen und römischen Antike rezipiert er die betont pejorativen Inhalte. Können wir im italienischen Humanismus nur partiell von einer Nationalisierung des Barbarenkonzepts sprechen, da es auch den Angehörigen anderer Sprachgruppen ermöglicht war, die Stufe von der Barbarei zur Zivilisation zu überschreiten⁴¹, ändert sich diese Konstellation grundlegend durch die Aneignung des antiken und humanistischen Barbarenkonzepts bei den deutschen Humanisten. Im Gegensatz zum Begriff selber ist das antike Barbarenkonzept, das der „civilitas“ oder „romanitas“ als umfassende Gegenwelt gegenübersteht, nicht durchweg negativ besetzt, sondern erfährt, sobald die Semantik der „romanitas“ in die Richtung von „luxuria“ oder „ignavia“ tendiert, positive oder zumindest ambivalente Konnotationen.⁴² Inso-

Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts, Berlin 1996, 41-74.

³⁹ Koselleck (wie Anm. 27) 240. Jacques Ridé, *L'image du Germain dans la pensée et la littérature allemandes de la redécouverte de Tacite à la fin du XVIème siècle*, Paris 1976, 122.

⁴⁰ Jörg Fisch, Zivilisation, Kultur, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1992, 689-705.

⁴¹ In bezeichnender Weise lobt so Enea Silvio Piccolomini Gregor Heimburg für seine rhetorischen Fähigkeiten in einem Brief von 1449 an denselben, indem er ihn mit der Befreiung von der Barbarei zugleich auch von seiner Nationszugehörigkeit löst: „Du hast den Juristen und Deutschen [in Dir] überwunden und hast die italienische Redekunst und Beredsamkeit durchtönen lassen.“ Zit. nach: Berthe Widmer (Hg.), *Enea Silvio Piccolomini, Papst Pius II. Ausgewählte Texte aus seinen Schriften*, Basel/Stuttgart 1960, 295-97.

⁴² Arthur O. Lovejoy/George Boas, *Primitivism and Related Ideas in Antiquity*, Baltimore/London 1997.

fern genügt es nicht, die Rezeption des Barbarenkonzepts im deutschen Humanismus anhand des Begriffs der „barbaries“ zu verfolgen, vielmehr ist ein ganzes Set von Begriffen, die das semantische Feld des antiken Barbarenkonzepts abdecken, mit einzubeziehen. Dieses Set reicht von „ferocia“, „saevitia“, „immanitas“ über „asperitas“ bis zu „simplicitas“, „frugalitas“ und „integritas“. Im deutschen Humanismus ist es maßgeblich, aber nicht nur von der Rezeption der taciteischen „Germania“ bestimmt.

IV.

ANTIBARBARIES UND ANTIROMANITAS

Während die ersten Repräsentanten des Humanismus nördlich der Alpen dem Barbarenverdikt von italienischer Seite⁴³ noch vorbehaltlos zugestimmt und die italienische Kulturhegemonie bei gleichzeitiger Beklagung der eigenen Unfähigkeit bewundernd akzeptiert haben⁴⁴, beginnt die sog. zweite Generation oder, wie sie Lewis W. Spitz nennt, „the high-tide of german humanism“⁴⁵, deren Produktion in die Zeit von ca. 1490 bis 1530 fällt, gegen das dominante Heterostereotyp der Deutschen energisch anzukämpfen.⁴⁶ Diese an das Kollektivkonstrukt der deutschen Nation gebundene Emanzipationsbewegung, die von Rudolf Agricola erste Anregungen empfängt und in dessen Schüler Konrad Celtis ihren Hauptinitiator findet, läuft auf zwei Diskursschienen, die nur auf den ersten Blick im Widerspruch

⁴³ Der gegen die Deutschen eingesetzte Barbarenbegriff bezog sich nicht nur auf die Inferiorität in den „artes“ und die Sprache, sondern auch auf Verhaltensstereotype wie Trunksucht und Gefräßigkeit („porci“), sowie Geldgier und kriegerische Grausamkeit („furor teutonicus“); Peter Amelung, *Das Bild des Deutschen in der Literatur der italienischen Renaissance*, München 1964, 167 passim.

⁴⁴ Franz Josef Worstbrock, Konrad Celtis. Zur Konstitution des humanistischen Dichters in Deutschland, in: Hartmut Boockmann u. a. (Hgg.), *Literatur, Musik und Kunst im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen 1995, 9-13.

⁴⁵ Lewis W. Spitz, *Humanism in Germany*, in: Anthony Goodman/Angus Mackay (Hgg.), *The Impact of Humanism on Western Europe*, London/New York 1990, 202-219, hier 208.

⁴⁶ Die sog. zweite Generation des deutschen Humanismus reicht in etwa von Jakob Wimpfeling (1450-1528), Konrad Celtis (1459-1508), Johannes Trithemius (1462-1516), Konrad Peutinger (1465-1547), Willibald Pirckheimer (1470-1530), Heinrich Bebel (1472-1518) bis zu Johannes Aventinus (1477-1534) und Johannes Cochlaeus (1479-1552). Von ihr noch stark geprägt sind die erst in den achtziger Jahren geborenen Beatus Rhenanus (1485-1547) und Ulrich von Hutten (1488-1523), die bereits in jungen Jahren eine prägende Stellung in der humanistischen Bewegung einnehmen.

zueinander stehen. Sie lassen sich unter die Begriffe der „Antibarbaries“ und der „Antiromanitas“ fassen.

Der Bereich der Antibarbaries umschließt zum einen zahlreiche geschichtlich angelegte Projekte, die dem Beweis des hohen zivilisatorischen Ranges der deutschen Nation gelten. So wird auf Initiative von Konrad Celtis eine breit angelegte Suche nach vergangenem deutschen Kulturgut aufgenommen, und jeder dabei getätigte Fund als gewaltiger Prestigezuwachs der deutschen Nation gefeiert.⁴⁷ Weiter legt Johannes Trithemius 1495 mit seinem „Catalogus illustrium virorum“ eine Art literarisches Pantheon des deutschen Gelehrtentums vor, dessen Nationszugehörigkeit, wie er schreibt, aufgrund von „lingua“ und „mores“ gesichert sei.⁴⁸ Unter ihnen taucht auch Karl der Große auf, den Trithemius zum platonischen Idealherrscher erhebt, versiert in allen Wissensgebieten und mit der Erfassung des alten deutschen Rechts beschäftigt. Die humanistische Stilisierung Karls als deutschen Nationalhelden, unerreicht in politischem Erfolg und gelehrter Produktivität, setzt neben das mittelalterliche Ideal des „athleta Christi“ ein zweites, autonomes Herrscherideal – aber nicht nur das, Karl selbst wird, angedeutet bei Trithemius, deutlicher dann bei Wimpfeling und am ausgeprägtesten wohl bei Aventinus, zu einem Vorkämpfer in eigener Sache, zu einem mustergültigen Nationalisten, der für die Aufrechterhaltung deutscher Sitten und die Abwehr alles Fremden eingestanden ist.⁴⁹ 1508 erfolgt schließlich die Publikation der „Proverbia germanica“ Heinrich Bebel, einer Sammlung von ca. 600 in lateinischer Sprache wiedergegebenen deutschen Sprichwörtern. Bebel strebt mit ihnen den auf zahlreiche Tacituszitate gestützten Nachweis an, daß die Absenz literarischer Hinterlassenschaft bei den antiken Deutschen eine Folge ihrer sittlichen Reinheit sei, die keinen Bedarf an schriftlichen Gesetzen entstehen lasse, sondern die Tradierung der Werte von Generation zu Generation auf mündlichem Weg, durch Sprichwörter eben, erlaubt habe.⁵⁰

Der zweite Aspekt der Antibarbaries umfaßt Anstrengungen zur Ankurbelung und Durchsetzung des Humanismus auf Reichsboden, mit anderen Worten: die Arbeit an der „inneren Front“. Die an ein

⁴⁷ Franz Josef Worstbrock, Über das geschichtliche Selbstverständnis des deutschen Humanismus, in: Walter Müller-Seidel (Hg.), *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft*, München 1974, 499-519, hier 518.

⁴⁸ Johannes Trithemius, *Opera historica*, hg. v. Marquard Freher, Frankfurt/M. 1601 (Nachdr. 1966), Bd. 1, 123; Ridé (wie Anm. 39) 285-290.

⁴⁹ Johannes Aventinus, *Bayerische Chronik*, Buch 4, in: Johannes Turmair's sämtliche Werke, Bd. 4/2, München 1883, 151-158.

⁵⁰ Peter Schäffer, Beatus Rhenanus als Tacitus-Rezipient, in: *Les Amis de la Bibliothèque Humaniste de Sélestat*, Annuaire 35 (1985) 149-156, hier 150f.

breites Publikum gerichteten Appelle, sich der humanistischen Studien zu widmen, um einen Beitrag zur „*laus Germaniae*“ leisten zu können, gehören seit Celtis' „*Oratio in gymnasio in Ingelstadio*“ von 1492 zur Topik humanistischer Rhetorik in Deutschland. In diesem Zusammenhang wird auch der Barbarenbegriff zur aufrüttelnden Zustandsdiagnose des deutschen Bildungsstandes und zur Verunglimpfung sozialer Feindbilder unumwunden eingesetzt.⁵¹ Als humanistische Elitenvereinigung, der eine gesellschaftliche Trägerfunktion in der Nationalisierung und Zivilisierung Deutschlands zukommt, baut Celtis die „*Sodalitas litteraria per Germaniam*“ auf, die Tibor Klaniczay als das einmalige Konzept einer die ganze Nation zu repräsentierenden Gelehrtenakademie bezeichnet hat.⁵² Paul Joachimsen hat diese auf zahlreiche Höfe und Städte des Reiches verteilten und einzelne Regionen vertretenden Humanistenkreise als „Kampftruppen“ und „Propagandaorganisationen“ der humanistischen Bewegung in Deutschland bezeichnet, eine Einschätzung, die er aufgrund der in kurzer Zeit koordinierten humanistischen Front im Reuchlin-Streit gewonnen hatte.⁵³ Der aggressive Aktivismus, der in Joachimsens Begriffen mitschwingt, läßt sich allerdings über dieses Ereignis hinaus kaum belegen. Dazu waren die einzelnen „*sodalitates*“, untereinander lose verbunden durch Korrespondenz und gegenseitige Besuche, einerseits zu schwach institutionalisiert⁵⁴, andererseits waren Celtis' konzeptionelle Vorstellungen stark von der Idee einer platonischen Akademie geleitet, die eher zu elitärer Abschließung als zu breiter öffentlicher Werbung tendierte.⁵⁵ Unzweifelhaft ist hingegen, daß Celtis mittels der Sodalitäten regionale Studien zu seinem landeskundlichen Großprojekt der „*Germania illustrata*“ vorantreiben und gleichzeitig durch kollektive Bestrebungen in forcierten Wettbewerb zum italienischen Humanismus treten wollte – dies mit dem

⁵¹ Drastisch etwa Celtis: „*Adeo usque vilitas nostra nobis placet et foeda barbaries infestis, credo, numinibus, ne cum imperio romano Italicarum litterarum splendorem etiam induamus et in hoc pulcherrimo scribendi genere cum illis, quos tamen miramur, certemus.*“ Zit. nach: ders., *Oratio in gymnasio in Ingelstadio publice recitata*, hg. v. Leonard Forster, Cambridge 1948, 56–58.

⁵² Tibor Klaniczay, Celtis und die Sodalitas litteraria per Germaniam, in: August Buck/Martin Bircher (Hgg.), *Respublica Guelpherbytana. Festschrift für Paul Raabe*, Amsterdam 1987, 79–105, hier 104f.

⁵³ Paul Joachimsen, Der Humanismus und die Entwicklung des deutschen Geistes, Darmstadt 1969; zit. nach dem Erstdr. in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 8 (1930) 419–480, hier 442f. und 461.

⁵⁴ Walter Rüegg, Der Humanist als Diener Gottes und der Musen, in: ders., *Anstöße, Aufsätze und Vorträge zur dialogischen Lebensform*, Frankfurt/M. 1973, 152–167, hier 154; der aktuelle Forschungsstand in: Stephan Füssel/Jan Pirożyński (Hgg.), *Der polnische Humanismus und die europäischen Sodalitäten*, Wiesbaden 1997.

⁵⁵ Klaniczay (wie Anm. 52) 82–86.

Ideal vor Augen, in Parallele zum römischen Reich der Antike nach der „*translatio imperii*“ auch die „*translatio studii ad Germanos*“ zu erzwingen.⁵⁶

Standen die Bemühungen der Antibarbaries vorwiegend im Dienst einer Prestigeakkumulation der deutschen Nation, einer Steigerung der „nationalen Ehre“⁵⁷, so suchten mehrere deutsche Humanisten mit dem Konstrukt der Antiromanitas dasselbe Ziel zusätzlich mit dem Anspruch auf gänzliche Alterität des Deutschen gegenüber dem Weltschen zu verbinden.⁵⁸ Das ideologische Fundament eines solchen Anspruchs ist die Konstruktion einer deutschen Nationalgeschichte, die, hauptsächlich auf Tacitus gestützt, eine Permanenz ethnischer Einheit und Reinheit sowie Freiheit von fremder Herrschaft belegen soll. Während sich die Antibarbaries durch die Verfahren der „*imitatio*“ und „*aemulatio*“⁵⁹ dem Kulturimperialismus italienischer Humanisten entgegenstemmt, wird die Front der Antiromanitas weiter gezogen und umfaßt neben Italien auch Frankreich und die Papstkirche. Wie in der Abwehr des Barbarenvorwurfs bedienen sich einige deutsche Humanisten in ihrer antiklerikalen und antikurialen Polemik eines bezeichnenden rhetorischen Verfahrens, das der Nationalisierung des Opponenten. Die römische Kirche erscheint als Instrument der Bereicherung und Machtsteigerung Italiens selbst, und bereits vor der Reformation wird die Loyalität, ja sogar die Zugehörigkeit deutschsprachiger Mendikanten zur deutschen Nation wiederholt in Frage gestellt.⁶⁰ Noch bedeutender in diesem Kontext ist aber der

⁵⁶ Im selben Zeitraum und Briefaustausch, in dem Celtis erstmals vom Projekt einer platonischen Akademie spricht („*Ego junctis mihi, de quibus plenus spei essem pro doctrinae et morum compositione, Academiam illam Platoniam erigerem et aperirem.*“), äußert er auch seine Hoffnung auf eine *translatio studii* von Italien – und nicht etwa von Frankreich! – nach Deutschland („*non solum Rhomanum imperium et arma, sed et litterarum splendorem ad Germanos commigrasse.*“). Die Organisation der Sodalitas litteraria per Germaniam nahm Celtis offenbar aber erst 1495 an die Hand. Zit. nach: Hans Rupprich (Hg.), *Der Briefwechsel des Konrad Celtis*, München 1934, 29, 32.

⁵⁷ Dieter Mertens, Nation als Teilhabeversprechung. Reformation und Bauernkrieg, in: Dieter Langewiesche/Georg Schmidt (Hgg.), *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum ersten Weltkrieg*, München 2000, 115–134, hier 123.

⁵⁸ Grundsätzlich gilt für alle deutschen Humanisten: keine Antiromanitas ohne Antibarbaries. Umgekehrt gilt diese Kausalität hingegen nicht: Viele Humanisten weiten den kulturellen Wettstreit mit Italien nicht über die Antibarbaries aus.

⁵⁹ Bezeichnenderweise suchen die deutschen Humanisten die „*aemulatio*“ überwiegend mit dem italienischen Humanismus, während sie den Wettstreit mit den Autoren der römischen Antike, den sich die italienischen Humanisten zur zentralen Herausforderung machen, nur selten ins Auge fassen.

⁶⁰ Etwa bei Jakob Wimpfeling: Otto Herding/Dieter Mertens (Hgg.), *Jacobi Wimpfelingi opera selecta*, Bd. 3/2: *Briefwechsel*, München 1990, 681.

Umstand, daß die weitgehend negativen Heterostereotype, die auf die Italiener und die Mitglieder der römischen Kurie gemünzt werden, praktisch identisch sind und im Begriff der Romanitas ihren Kern finden. Das diskursive Verfahren der Humanisten besteht darin, den Spieß, den ihnen die Romanitas entgegenhält, zu kehren, indem das Barbarenkonzept diametral umgewertet und mit der deutschen Nation identifiziert wird. Hat sich der italienische Humanismus nur der betont pejorativen Bestandteile des antiken Barbarenkonzepts bedient, machen die deutschen Humanisten von Celtis über Bebel, Irenicus, Hutten bis Aventinus nun das Gegenteil und versehen die Romanitas mit Attributen der „luxuria“: Maßlosigkeit und Verschwendung, Faulheit und Verweichlichung, Korruption und Verlogenheit, Geldgier und Eigennutz, Hurerei und Völlerei, Unglauben und Gotteslästerung, Äußerlichkeit und Arroganz. Diesem Heterostereotyp der Dekadenz polar gegenüber steht die „integritas“ der Deutschen, die sich durch Bescheidenheit, Frömmigkeit, Gastfreundschaft, Männlichkeit und kriegerischen Freiheitswillen gegen außen auszeichnet. Entscheidend für die Nationalisierung dieser Stereotype ist noch ein weiteres: Im Unterschied zum antiken Gegensatzpaar von Zivilisation und Barbarei, das in ein historisches Kreislaufmodell eingebettet war und gerade deshalb ambivalente Wertungen einschloß, betonen die deutschen Humanisten die geschichtliche Konstanz ihrer Fremd- und Selbstzuschreibung. Im Vergleich zu den Siegern über Varus haben sich die zeitgenössischen Deutschen charakterlich nur insofern verändert, als sie sich der Romanitas nicht genug erwehrt haben⁶¹, und die antiken Römer waren so verdorben wie die Welschen ihrer eigenen Gegenwart.⁶² Die Errichtung der sittlich-moralischen Barriere zur Romanitas geschieht auf dem Fundament der umfassenden Ideologie einer polaren nationalen Gegensätzlichkeit, die anhand der „Origo“-Hypothese des Tacitus auch zu einer

⁶¹ „Ita nos Italicus luxus corrumpit et saeva in extorquendo argento pernicioso crudelitas, ut plane sanctius et gratius fuisset nos agere rudi illa et silvestri vita, dum inter continentiae fines vivebamus, quam tot gulae et luxus instrumenta, quibus nihil unquam satis est, invexisse peregrinosque mores induisse.“ Celtis, Oratio in gymnasio in Ingelstadio (wie Anm. 51) 52.

⁶² Beatus Rhenanus steht ziemlich einsam da, wenn er der verbreiteten Überzeugung einer historischen Konstanz nationaler Eigenschaften explizit und gleichzeitig fundiert widerspricht, indem er den Barbarenbegriff entnationalisiert und nur als religiös-zivilisatorische Momentaufnahme gelten lassen will. So schreibt er an seinen Pariser Lehrer Jakob Faber Stapulensis: „Ceterum quod nos [Germanos] barbaros ille [quidam non obscuri nominis vir] vocat, non usque quaque auditu intolerabile est. Nam et Galli eadem ratione barbari erunt. Quis enim non barbarus nascitur, quis non barbarus permanet, nisi liberalibus disciplinis mentem excolens inscitiam exuat?“ Zit. nach: Adalbert Horawitz/Karl Hartfelder (Hgg.), Briefwechsel des Beatus Rhenanus, Leipzig 1886, 41.

des Blutes, der Geographie und des Klimas erhoben wird. Verfolgt der Diskurs der Antibarbaries noch die Strategie, zwischen den Deutschen des Tacitus und jenen der Gegenwart den Einschnitt eines fundamentalen Zivilisierungsschubs zu belegen, dessen Vollendung weiterhin zu fordern und damit für eine prägnante Diskontinuität einzutreten, so setzt der Diskurs der Antiromanitas umgekehrt den Akzent auf die historische Kontinuität körperlicher und moralischer Eigenschaften der Deutschen.

Um die deutsche Front gegen die Romanitas möglichst in die Breite zu ziehen und historisch zu untermauern, setzt auch ein breites Bestreben ein, die Barbarenvölker der Antike und der Völkerwanderungszeit mit den Deutschen zu identifizieren. Versagen hier zwar die Schriften des Tacitus die Hilfe, so bot dafür der „kritische“ Kommentar des Anniius von Viterbo zu seinem „Berosus“ Hand: „Tuyscon, inquit [Berosus], dux fuit Sarmatum a Rheno ad Tanaim. Hi antea Scythae reputati sunt, dicente Plinio in IV. naturalis historiae Scytharum nomen usque in Sarmatas et Germanos transiit.“⁶³ Gestützt auf diese und andere wenige Textstellen, werden in der Folge etwa die Skythen, Geten, Goten, Kelten, Vandalen und Hunnen zu Deutschen erklärt. Die argumentative Strategie, die hinter diesen Behauptungen steckt, zielt nicht nur darauf, den geographischen Umfang und die Zahl der Angehörigen der deutschen Nation auf das größtmögliche Ausmaß zu steigern, sondern auch die überlieferten Zeugnisse des griechischen und römischen „hard primitivism“⁶⁴, die sich vor Caesars „De bello Gallico“ nicht auf die „Germani“, sondern vor allem auf die „Scythae“ und „Getae“ beziehen, dem Prestigekonto der deutschen Nation zuzuweisen. Dieser Strategie folgend, kann Willibald Pirckheimer, sobald die Skythen und Goten zu Deutschen gemacht sind, neben Frankreich und Italien auch Ägypten zum ehemaligen Besitz der deutschen Nation zählen⁶⁵, Aventin deutet eine ganze Reihe lateinischer und griechischer Namen für Barba-

⁶³ Zitiert nach Ulrich Paul, Studien zur Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins im Zeitalter des Humanismus und der Reformation, Berlin 1936, 125.

⁶⁴ Zur Definition des Begriffs: „In antiquity the men of the Golden Age under the Saturnian dispensation were soft primitives, and the imaginary Hyperboreans were usually soft savages; on the other hand, the 'noble savages' par excellence, in the later primitivism of the classical period – the Scythians and the Getae, and later the Germans – were rude, hardy fellows to whom 'Nature' was no gentle or indulgent mother. Their food did not drop into their laps, they were obliged to defend themselves against predatory animals, they were not exempt from the infirmities of age; and they were extolled for the fewness of their desires and their consequent indifference to the luxuries and even the comforts of civilized life.“ Lovejoy/Boas (wie Anm. 42) 10f.

⁶⁵ Emil Reicke (Hg.), Briefwechsel des Willibald Pirckheimer, Bd. 2, München 1956, Nr. 341-489.

renvölker zu positiven Eigenschaftsbezeichnungen der Deutschen um⁶⁶, und sogar Beatus Rhenanus, der das Deutschtum der Skythen zwar verneint und diese an die Franzosen und Spanier weiterreicht, verkündet stolz: „Nostri enim sunt Gotthorum, Vandalorum Francorumque triumpho. Nobis gloriae sunt illorum imperia in clarissimis Romanorum provinciis atque adeo Italia ac ipsa Roma regina urbium cunctarum constituta, quorum tamen hodie nullum supersit praeterquam Francicum, ut fortunatissimi semper domi forisque extitere veteres Franci.“⁶⁷ Vor welchem Hintergrund Rhenanus' nationaler Besitzanspruch auf Franken, Goten und Vandalen zu sehen ist, verdeutlichen die Worte von Johannes Cochlaeus: „Die genannten Stämme, die der einstigen Herrin der Welt Rom und dem ganzen Italien so viele Niederlagen zufügten, es besiegten und zugrunde richteten, waren Germanen.“⁶⁸ In diesem Licht ist die „translatio imperii“ nichts weiter mehr als eine längst fällige Anpassung an die Faktenlage der deutschen Herrschaft über das Römische Reich, oder, wie bei Rhenanus, ein gänzlich unbedeutendes Ereignis, das keiner Erwähnung bedarf. Die Einfachheit und Ursprünglichkeit der Deutschen, die ihre Machtstellung begründen, ist aus der Perspektive der Antiromanitas nicht Folge fehlender Zivilisationstauglichkeit, sondern der bewußten Ablehnung des unmoralischen und verweichlichten Lebens der Römer. Es ist schließlich Hutten, der dieses Motiv konsequent zu Ende führt: „Will man [...] gute sitten, vnd achtung freüntlicher beywonung, auch fleyß der tugent, beständigkeit der gemüt vnd redlichkeit ansehen, so ist dises [die deutsche] ein wol gesitte nation, vnd dargegen die Römer mit der aller ausserlichsten barbary verstatlt. Dann erstlich seind sye von weychmutigkeit, vnd weybischem leben verdorben leüt. Darnoch ist bey jnen grosse wanckelmütigkeit, vnd mer dann weybische vnbeständigkeit, wenig glaubens, betrug vnd boßheit, damit sye allen fürtreffen.“⁶⁹ Spätestens hier ist das mo-

⁶⁶ „Das ist auch zu vermerken, das diese namen Scythae, Cimbri, Getae, Daci, Dani nicht eigne namen eins volks seind, sonder gemeine kriegsnamen, als zu unsern zeiten die Schweizer und landsknecht. Scytae heissen wir, das die alten Teutschen wol mit dem bogen haben schissen können; Gothi aber von der güte und tugent; Cimbri von der kriegsparn, mennlichen tapferkeit, wie dann noch ein gemein sprichwort bei uns gêt: du bist ein guter alter kempfer oder kemper auf sachsich sprach.“ Johannes Aventinus, *Chronica von ursprung, herkomen und taten der uralten Teutschen*, in: Johannes Turmair's sämtliche Werke, Bd. 1, München 1881, 339.

⁶⁷ Horowitz/Hartfelder (wie Anm. 62) 402.

⁶⁸ „Nam dicte gentes, que mundi dominam olim Romam totamque Italiam tot cladibus affecere, vicere, pessundedere, Germani fuere.“ Johannes Cochlaeus, *Brevis Germaniae Descriptio* (1512) mit der Deutschlandkarte des Erhard Etzlaub von 1512, Darmstadt 1960, 56f.

⁶⁹ Ulrich von Hutten, *Die Anschawenden*, in: ders., *Deutsche Schriften*, Bd. 1, Leipzig 1972, 154-185, hier 164f.

ralische Urteil, das die Großzahl italienischer Humanisten über die Deutschen gefällt hat, endgültig auf den Kopf gestellt: Die wahren Barbaren sind in Italien und vor allem in Rom Zuhause.

V.

DER BEGRIFF DER NATIONALEN ROMANTIK

Die Antiromanitas des deutschen Humanismus hat die moderne Geschichtsschreibung wiederholt vor interpretatorische Schwierigkeiten gestellt. Die Gleichzeitigkeit, bisweilen sogar direkte Verflochtenheit von klassischem Bildungseifer sowie breit angelegter Werbung für die „studia humanitatis“ zum einen und von Verachtung und rigoroser Abwehr des römischen Zivilisationsguts zum andern mußte für die modernen Interpreten ein Zeichen von Schizophrenie sein. Die fundierteste Deutung der logischen Widersprüchlichkeit dieses Verhaltens hat bis heute Paul Joachimsen erbracht. Sein Ausgangspunkt ist eine Definition des Humanismus, die auf zwei Zentralbegriffen, dem der „Formung“ und dem der „Normierung“, aufbaut. Umfaßt Formung den Bereich der ästhetischen Ideale, so Normierung den der ethischen Wertvorstellungen. Kennzeichen des Humanismus in seinem „ursprünglichen Sinn“ ist, „daß in den ästhetischen Werten die ethischen als beschlossen gedacht werden.“⁷⁰ Anders gesagt: Der Humanismus betreibt die Wiederbelebung der Antike in einer formalen Inszenierung, die nicht nur seinen inhaltlichen Werten entspricht, sondern diese selber verkörpert. Allerdings unterscheidet Joachimsen zwei unterschiedliche Einstellungen des Humanismus zur Antike: „Für die eine, die romantische, ist die Wiederbelebung der Antike eine Sehnsucht, die, schon weil sie ja eine echte Palingenese sein mußte, niemals völlig erfüllt werden kann, ja deren Wert eben in ihrer Unerfüllbarkeit liegt; für die andere, die klassische, ist die Antike die Rechtfertigung des eigenen, bejahten Daseins unter einem überzeitlichen Aspekt; Wiederbelebung ist hier Erinnerung als Erweiterung des Selbstbewußtseins, Anamnese im platonischen Sinne.“⁷¹ Angewandt auf den deutschen Humanismus in der Nachfolge von Celtis liefert dieses Modell das Resultat, daß hier „die Probleme der Formung und der Normierung auseinanderfallen“, und, in Konsequenz davon, der deutsche Humanismus in die Periode „der nationalen Romantik“ eintritt. Sie ist, so Joachimsen, „für die Geschichte des deut-

⁷⁰ Joachimsen, *Der Humanismus* (wie Anm. 53) 420.

⁷¹ Ebd.

schen Geistes, wenigstens was die Vermehrung der Inhalte betrifft, vielleicht noch wichtiger geworden als die zweite Romantik, von der ich Name und Wesensbestimmung hierher übertrage.⁷² Ihre Kennzeichen sind erstens „die Anknüpfung der deutschen Geschichte an die des Germanentums“, zweitens „die Erfüllung des Begriffs der deutschen Nation mit einer ethischen Vorstellung“, drittens die „Herausarbeitung eines Idealtypus des deutschen Menschen“ und viertens die „neue Unterbauung des Begriffs des Imperiums“. Aus dieser Perspektive wird „die Entdeckung des deutschen Volkstums“ zur uneingeschränkten Leistung des Humanismus.⁷³

Joachimsen ist nicht der erste Historiker, der den Romantikbegriff aus seiner eigenen historischen Verankerung löst und auf das Zeitalter des Humanismus überträgt.⁷⁴ Der umfassende Erklärungsanspruch, den Joachimsen mit seinem Modell verbindet, sucht indes vorher und nachher seinesgleichen. Erstaunlich ist, daß er, obwohl breit rezipiert, kaum je eingehend kritisiert worden ist.⁷⁵ Letzteres soll hier nachgeholt werden. Trotz seiner klaren Bezeichnung dessen, was er zu den Merkmalen der nationalen Romantik des deutschen Humanismus zählt, verwendet Joachimsen einen schillernden, um nicht zu sagen zwei verschiedene Romantikbegriffe. Stellt er den Begriff zu Beginn seines Aufsatzes noch dem der Klassik gegenüber und setzt als Vergleichsparameter den jeweiligen Vergangenheitsbezug, so erfolgt seine Übertragung auf den deutschen Humanismus

⁷² Ebd. 443.

⁷³ Ebd. 443f.

⁷⁴ 1923 spricht etwa Gerhard Ritter von den „romantisch-nationalen Idealen“ Huttens, verwendet aber den Begriff über dessen Person hinaus nicht; Gerhard Ritter, Die geschichtliche Bedeutung des deutschen Humanismus, in: Historische Zeitschrift 127 (1923) 393–453, hier 431.

⁷⁵ Bis heute hat nur Ulrich Muhlack Joachimsens Konzept der nationalen Romantik einer detaillierten Kritik unterzogen. Muhlack rät dazu, den Begriff zu verwerfen, weil der Humanismus im Gegensatz zur Romantik einen „klassizistischen“ Zugang zur Vergangenheit pflege, der „mit Geschichte [nichts] zu tun hat, vielmehr einer extremen Form ungeschichtlichen Denkens gleichkommt“ (136). Wenn Muhlack nur den Vergangenheitsbezug der modernen Geschichtswissenschaft als „geschichtlich“ gelten läßt, wird der Geschichtsbegriff indes selber zu einer normativen Größe, die der Vielfalt alternativer Formen geschichtlichen Denkens keinen Raum mehr läßt. Auch Jacob Grimm müßte man aus heutiger Sicht – wie jedem Verfechter einer nationalistischen Geschichtsauffassung – den Vorwurf machen, er denke ungeschichtlich, da er Kontinuitäten herstelle, wo keine seien, und die Vergangenheit für nationalistische Ansprüche seiner Gegenwart instrumentalisiere. Insofern hat auch Heinrich Beckes Urteil seine Berechtigung, für Grimm sei „nicht die Geschichte das eigentlich Bestimmende, sondern die Volksindividualität mit ihren organischen Bedingungen und Gesetzen“ (165). Ulrich Muhlack, Die Germania im deutschen Nationalbewußtsein vor dem 19. Jahrhundert, in: Jankuhn/Timpe (wie Anm. 24) 128–154. Heinrich Beck, Tacitus' Germania und die deutsche Philologie, in: ebd. 155–179.

bereits wieder unter einem anderen binären Begriffskonzept. Ausgangspunkt der nationalen Romantik ist die Hinwendung zum deutschen Altertum, die das Auseinanderfallen der ursprünglichen Einheit von Normierung und Formung bewirkt. Das deutsche Altertum ist aber „ein Altertum wie das klassische. Es ist versunken wie dieses, von der Gegenwart durch eine nicht kleinere Kluft getrennt.“⁷⁶ Mit anderen Worten: Der Begriff der Romantik bezieht sich gar nicht auf die Einstellung zur Vergangenheit, nicht auf die Differenz von Palingenese und Anamnese, sondern auf die inhaltliche Richtung des Vergangenheitsbezugs. Der nationalen Romantik steht denn auch nicht der klassische Humanismus gegenüber, sondern die religiöse Aufklärung, die das Problem der Formung und Normierung auf einer höheren Ebene wieder löst und deren Urheber und Führer Erasmus ist.⁷⁷

Nicht nur die definitorische Unklarheit, sondern auch Joachimsens Wertung des Romantikbegriffs wirft Fragen auf. Achtet man auf die Adjektive, die an den Begriff geknüpft sind, so findet man neben „deutsch“ und „national“ Attribute wie „volksnah“, „mystisch“ und „phantastisch“. Demgegenüber richtet sich die religiöse Aufklärung an die abendländische Kulturgemeinschaft und entwickelt bildungsaristokratische Züge. Daß Joachimsens Konzept der nationalen Romantik tatsächlich selber nationalistisch besetzt ist, wird spätestens klar, wenn er von Dürers „Melencolia“, der „stärksten Verdichtung des romantischen Geistes“, sagt, daß „nur deutsche Schwere und Tiefe“ solches hervorzubringen vermochte.⁷⁸ „Romantisch“, so bleibt zu folgern, heißt für Joachimsen letztlich auch „deutsch“. Seine Motivation, den Begriff mit dem deutschen Humanismus in Verbindung zu bringen, besteht zweifellos in der Aufwertung des zu seiner Zeit – gerade aus romantisch-nationalistischen Motiven – weithin negativ bewerteten deutschen Humanismus. Was den „modernen Gotikern“, wie sie Joachimsen abschätzig nennt, als „unoriginell“, „ausgeborgt“ und „abgehoben“, kurz: als ausländische „Krankheit“ erscheint⁷⁹, ist

⁷⁶ Joachimsen, Der Humanismus (wie Anm. 53) 444f.

⁷⁷ Ebd. 450, 464.

⁷⁸ Ebd. 449.

⁷⁹ Für die seit Herder und Fichte an den Zentralwert der deutschen Sprache geknüpfte Volkstumsideologie konnte der deutsche Humanismus schwerlich ein Vorbild sein: Außer der Person Huttens, die im ganzen 19. Jahrhundert – nicht zuletzt wegen ihrer „deutschen“ Schriften – als „Aufwecker der deutschen Nation“ und „Martyrer der deutschen Freiheit“ gefeiert wurde, waren die Humanisten verbreitet als Vernichter der „romantischen“ deutschen Kultur des Mittelalters abgestempelt. Die allgemeine Ablehnung der humanistischen Literatur als nationales Erbe blieb dabei nicht auf die von Joachimsen ins Visier genommenen „modernen Gotiker“ wie Friedrich Paulsen oder Friedrich Gundolf beschränkt, auch ein führender Humanismusforscher wie Ludwig Geiger urteilte ähnlich: „Indessen nicht von herumschwei-

dieser bestrebt, in den Kanon der deutschen Nationalliteratur zu integrieren. Gleichzeitig bedauert aber auch Joachimsen ausdrücklich, daß es der deutsche Humanismus nicht geschafft habe, neben der Normierung auch der Formung des italienischen Humanismus den Rücken zu kehren.⁸⁰ Hier trifft er sich wieder mit den „modernen Gotikern“ in einer normativen Ästhetik romantisch-nationalistischer Prägung, die ihre Ideale ex post an das Zeitalter des Humanismus heranträgt.⁸¹

VI. DIE DRUIDENTHEORIE

Die Einschätzung, beim deutschen Humanismus in der Nachfolge von Celtis handle es sich um eine hochgradig dichotomische Bewegung, bleibt auch nach Joachimsen weiterhin diskursbestimmend. So ist Celtis bei Lewis W. Spitz Bildungsapostel der klassischen Studien mit einem zugleich „radical Rousseauistic enthusiasm“⁸², und zwanzig Jahre später spricht Jacques Ridé in Bezug auf dieselbe Person

fenden Poeten, noch von guten Bürgern, die zwar von einer Reise nach Italien einen löblichen Studieneifer heimgebracht und auch für die Folgezeit bewahrt hatten, aber in ihrer städtischen Abgeschlossenheit von Philisterhaftigkeit nicht frei geblieben waren, konnte Deutschland das Heil einer neuen Bildung erhalten. Vor Allem deshalb, weil eine Nation ihre wissenschaftliche Cultur ungern von Fremden oder vaterlandslosen Heimathgenossen entnimmt, sondern auch bei Erlangung derartiger Schätze sich mit Vorliebe der Leitung Derjenigen anvertraut, die mit ihr durch ein stärkeres Band als das geistiger Gemeinsamkeit verknüpft sind.“ Ludwig Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, Berlin 1882, 329; Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten, Leipzig 1885, 34 (entsprechende Stellen 8 und 125f.); Friedrich Gundolf, Ulrich von Hutten [1916 gehaltene Rede], in: ders., Hutten, Klopstock, Arndt. Drei Reden, Heidelberg 1924, 5-27; Wilhelm Kreutz, Die Deutschen und Ulrich von Hutten, Rezeption von Autor und Werk seit dem 16. Jahrhundert, München 1984.

⁸⁰ Joachimsen, Der Humanismus (wie Anm. 53) 464.

⁸¹ Wie geringfügig sich Joachimsen aus heutiger Sicht von den „modernen Gotikern“ ideologisch abhebt, verdeutlicht seine Beurteilung des Celtis in einem anderen wegweisenden Aufsatz: „Der deutsche Vielseitigkeitsdrang ist gar zu oft faustisch, es ist Allwissenheitsdrang. So ist auch bei Celtis das letzte Ziel offenbar eine Philosophie des Weltgeschehens, und an hohen Gedanken mögen ihm wenige der deutschen Zeitgenossen nahekommen sein. Aber in vielem blieb es bei Anregungen. So war er kaum irgendwo wahrhaft schöpferisch. Als Dichter hätte er es sein können, wenn er den Weg zur Volkssprache gefunden hätte.“ Paul Joachimsen, Tacitus im deutschen Humanismus, in: ders., Gesammelte Aufsätze, hg. v. Notker Hammerstein, Aalen 1970, 275-295, hier 284.

⁸² Lewis W. Spitz, Conrad Celtis. The German Arch-Humanist, Cambridge/Mass. 1957, 101.

vom permanenten Widerstreit zwischen einem „tempérament enclin à l'épicurisme“ und einer Idealisierung der „bons sauvages“ des deutschen Altertums.⁸³ Wenn Spitz und Ridé die eine Seele des Celtis von einer primitivistischen Ideologie beherrscht sehen, so verlieren sie angesichts inhaltlicher Parallelen seiner Schriften zur Stoa und zu Rousseau die intentionale Stoßrichtung von Celtis und seinen Nachfolgern aus den Augen. Konträr zum antiken und aufklärerischen Primitivismus ist dieser auf das Prestige der eigenen Nation fixiert. Seine Kritik gilt nicht der Zivilisation an sich, sondern den ausländischen Sitten, die er gegenüber den nationalen Autostereotypen herabwürdigt. Der deutsche Humanismus weist keine genuin primitivistischen Züge auf; was er an primitivistischem Gedankengut übernimmt, ist Mittel zum Zweck, zur Prestigeakkumulation der deutschen Nation und zur Untermauerung nationaler Eigenständigkeit. Wenn Celtis den Sittenzerfall in Deutschland beklagt, bringt er im gleichen Atemzug meist auch die Romanitas ins Spiel.⁸⁴ Vor diesem Hintergrund entfällt auch das Problem der logischen Widersprüchlichkeit zwischen den transportierten Inhalten der Antibarbaries und Antiromanitas. Daß diese beiden Diskursstrategien durchgängig zwei Seiten derselben Medaille darstellen, zeigt exemplarisch der von Celtis erfundene Druidenmythos.⁸⁵ Er bedeutet den frühen Versuch, das neoplatonische Konzept der „Prisca Theologia“ dem nationalen Wettstreit dienstbar zu machen, und stellt Celtis an den Anfang einer langen Tradition, die vor allem in neoplatonisch geschulten Historiker- und Poetenkreisen Frankreichs während des 16. Jahrhunderts reiche Früchte tragen wird. Von Tiberius aus Gallien verjagt, bringen die Druiden griechische Sprache und Philosophie nach Deutschland und beten zum „deutschen Gott“, dessen Nachkommen die deutschen

⁸³ Ridé (wie Anm. 39) 244.

⁸⁴ Ein krasses, aber bezeichnendes Beispiel: „Ob du mit Männern Verkehr hast oder etwas mit Mädchen solchen Alters, es herrscht nur ein kleiner Unterschied bei dem schandbaren Werk. Der eine lockt stinkenden Harn hervor, der andere Kot aus dem Hintern, diesen beherrscht die Raserei vorn, jener stößt von hinten. Wie sehr fürchte ich, daß diese Seuche sich bei uns einschleicht, da die Ausschweifung Italiens uns erfaßt hat.“ Konrad Celtis, Quattuor Libri Amorum secundum quattuor latera Germaniae, Buch 2, 9. Elegie, in: Wolfgang Harms/Conrad Wiedemann/Franz-Josef Worstbrock (Hgg.), Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1997, 109.

⁸⁵ Celtis kommt an verschiedenen Stellen seines Werkes auf die Druiden zu sprechen. Conrad Celtis, Norimberga, hg. v. Albert Werminghoff, Freiburg/B. 1921, 122-26; ders., libri odorum quatuor, cum epodo, & seaculari carmine, hg. v. Kurt Adel, Leipzig 1966, 92-94 (Buch 3, 28); ders., Quattuor Libri Amorum secundum quattuor latera Germaniae, Nürnberg 1502, Buch 2, 9 und 3, 13; ders., De situ et moribus Germanie additiones, in: Gernot Michael Müller, Die „Germania generalis“ des Konrad Celtis, Tübingen 2001, 103.

Kaiser bis auf Maximilian sind. Die Nachkommen der Druiden wiederum sind „die Mönche in den schwarzen Kutten“, deren Klosterbauten an Kultstätten der deutschen Geschichte liegen. Celtis schlägt mit seinem Druidenmythos mehrere Fliegen auf einen Schlag: Gegen Enea Silvio ist er Beleg für eine von römischer Zivilisation und Papstkirche unabhängigen Akkulturation Deutschlands, die Sittenverdorbenheit von Papst und Klerus überführt er angesichts des von den Druiden abstammenden, sittlich vorbildlichen deutschen Mönchtums als ausländisches Laster, und mit der Rückführung der deutschen Sprache und Schrift auf die Griechen adelt er die Deutschen mit einer älteren Kultur als der römischen. Die Anliegen der Antibarbaries und der Antiromanitas sind hier zu größter Dichte verarbeitet. Daß diese Theorie im deutschen Humanismus einen erstaunlichen Anklang gefunden⁸⁶ und schließlich auf Jahrhunderte hinaus einen integralen Bestandteil der deutschen Nationalmythologie abgegeben hat⁸⁷, obwohl Celtis für eine Verbindung von Germanen und Druiden keinerlei Beweise vorlegen konnte, ja im „Bello Gallico“ Caesars sogar alles gegen eine solche Verbindung spricht⁸⁸, läßt sich nur auf ihr umfassendes ideologisches Kapital, das sie dem deutschen Nationalismus einbrachte, zurückführen. An Attraktivität mangelte es der Theorie allein dann, wenn nicht nur Italien und das Papsttum, sondern auch die Gallia zum Objekt nationalistischer Abgrenzung wurde. Daß Deutschland von Frankreich aus mit den Segnungen der Kultur beglückt worden sei, war in diesem Kontext ein wenig opportuner Gedanke. Aventinus, dessen „Bayerische Chronik“ von antifranzösischer Polemik durchsetzt ist, trägt diesem Umstand Rechnung, indem er den Druidenmythos von seinem Lehrer Celtis zwar übernimmt, ihn aber an einer Stelle zu einem Beweis der permanenten Barbarei und Korruption des Klerus umdeutet, indem er die Druiden, nachdem sie aus Frankreich über den Rhein nach Deutschland gekommen sind, zu grausamen Zerstörern der vom Ur-ahn und wahren priscus theologus „Tuitsch“ gestifteten deutschen

⁸⁶ Neben Trithemius und Aventinus hat auch der deutsche Benediktinerhumanist Hermannus Piscator den Mythos aufgegriffen und in eine Stadtgründungslegende von Mainz integriert; Uta Goerlitz, Mainzer Antiquitas und deutsche Nation. Der Briefwechsel der Benediktinerhumanisten Hermannus Piscator und Petrus Sorbillo aus dem Jahr 1517, in: Peter Johanek (Hg.), Städtische Geschichtsschreibung im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 2000, 157-180.

⁸⁷ Friedrich Gotthelf, Das deutsche Altertum in den Anschauungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, Berlin 1900.

⁸⁸ Buch 6, Kap. 13-14.

Urreligion und zu menschenverachtenden Vorgängern der von Aventin gehaßten Bettelorden macht.⁸⁹

VII. LIBERTAS GERMANIAE

Die grundlegende Alterität von Germania und Romanitas, die die Antiromanitas geltend macht, ist an ein Prinzip geknüpft, das in der antifranzösischen und antikurialen Polemik deutscher Humanisten zum dominanten Motiv wird: der Anspruch auf Freiheit der deutschen Nation von ausländischer Einflußnahme. Dieser Anspruch richtet sich, anders als die mittelalterlichen Konzepte der „libertas Saxonum“⁹⁰ oder der „libertas Italiae“⁹¹, nicht nur auf herrschaftliche Belange, sondern ebenso auf den Bereich der „mores“. Während der italienische Humanismus den Begriff der „libertas Italiae“ in der Nachfolge Petrarcas und vor allem Coluccio Salutati mit römisch-republikanischen Werten besetzt⁹², blenden die deutschen Humanisten mit Ausnahme von Rhenanus und Althamer⁹³ in ihrem Rückgriff auf Tacitus dessen partizipatorischen Freiheitsbegriff zugunsten des nationalistischen weitgehend aus. Der komplexe Zusammenhang und

⁸⁹ Aventinus, Bayerische Chronik, Buch 1, in: Johannes Turmair's sämtliche Werke (wie Anm. 49) Bd. 4/1, 77 und 104-107.

⁹⁰ Im Umfeld des Sachsenaufstands gegen Heinrich IV. 1073 von einem sächsischen Nationalismus zu sprechen, wäre anachronistisch. Der Streit entzündete sich zwischen sächsischem Adel und Kaiser um Abgaben- und Herrschaftsbefugnisse. Daß der von Sueton rezipierte „libertas“-Begriff keine Forderung nach nationaler Freiheit der Sachsen ausdrückte, zeigt sich schon daran, daß der sächsische Adel mit Rudolf von Rheinfelden einen Schwaben zum Gegenkönig wählte; Karl Leyser, Von sächsischen Freiheiten zur Freiheit Sachsens. Die Krise des 11. Jahrhunderts, in: Johannes Fried (Hg.), Die Abendländische Freiheit vom 10. zum 14. Jahrhundert, Sigmaringen 1991, 67-83; Herbert Grundmann, Freiheit als religiöses, politisches und persönliches Postulat im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 183 (1957) 23-53, hier 37f.

⁹¹ Quentin Skinner, The Foundations of Modern Political Thought, Bd. 1: The Renaissance, Cambridge 1978, 7f.; Grundmann (wie Anm. 90) 39.

⁹² Achatz Frhr. von Müller, Überregionale Identität und rituelle Integration im Florentiner Quattrocento, in: Ferdinand Seibt/Winfried Eberhard (Hgg.), Europa um 1500. Integrationsprozesse im Widerstreit. Staaten, Regionen, Personenverbände, Christenheit, Stuttgart 1987, 279-291; Amelung (wie Anm. 43) 74.

⁹³ Ulrich Muhlack, Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus, München 1991, 227; Dietmar Willoweit, Von der alten deutschen Freiheit. Zur verfassungsgeschichtlichen Bedeutung der Tacitus-Rezeption, in: Erk Volkmar Heyen (Hg.), Vom normativen Wandel des Politischen, Berlin 1984, 17-42, hier 23-25.

die ambivalente Bewertung von innerer Freiheit und äußerer Unabhängigkeit der Germanen bei Tacitus weicht der einseitigen Feier der nie besiegt, nie vertrieben, unvermischten und ihrer Freiheit immer treuen deutschen Nation. Aber nicht nur der Anspruch auf nationale Selbstbestimmung wird mit dem Konzept der „*libertas Germaniae*“ unterstrichen, vielmehr dient es auch zur weiteren Prestigeakkumulation der deutschen Nation, was sich sprachlich in zahlreichen Komparativen und Superlativen niederschlägt, die den Deutschen auch in der Freiheitssparte den ersten Rang unter allen Nationen zuweisen.⁹⁴ Die antifranzösische Polemik des deutschen Humanismus wurde maßgeblich von diesen zwei Motiven des nationalistischen Freiheitspostulats getragen, während die Barbarenproblematik eine eher untergeordnete Rolle spielte. Von Wimpfeling über Bebel, Rhenanus bis zu Hieronymus Gebwilers „*Libertas Germaniae*“⁹⁵ werden nicht nur historische Belege für die Zugehörigkeit des Elsaß zu Deutschland erfunden, es geht diesen Autoren auch wesentlich darum, eventuellen Ansprüchen des französischen Königs auf den Kaisertitel jegliche historische Legitimation zu nehmen: daher die Plädoyers auf das Deutschtum Karls des Großen und seiner Nachfolger auf dem Kaiserstuhl, daher auch die ständigen Hinweise auf die schon von den Römern bestätigte Überlegenheit der Deutschen in Kriegssachen.

Zum ideologischen Kernbegriff wird die „*libertas Germaniae*“ oder „*deutsch freyheit*“ an dem Punkt, wo der humanistische Nationalismus in der Person Ulrichs von Hutten in politischen Aktivismus umschlägt. Huttens Begriff der „*deutschen Freiheit*“ irgendwelchen verfassungspolitischen oder ständerechtlichen Gehalt zuzuschreiben, wäre sowohl an seinen Texten als auch an seinem politischen Handeln vorbeinterpretiert. Seine politische Zielsetzung beschreibt er in seiner „*Klagschrift*“ an Karl V. unmißverständlich: „Das ich auch trachtende nach der alten, disem land vnd deinem reych zugehörenden freyheit, hab gegen dem außlendischen joch abscheüung vnd wi-

⁹⁴ „Nulla gens unquam tenacius coluit libertatem, nemo toties pro hac asserenda cum Romanis confligit, tot bella sustinuit, tot clades accepit aut intulit, toties servitutem repulit, iugum excussit, et se in pristinam libertatem asseruit.“ Andreas Althamer, *Commentaria Germaniae* in P. Cornelii Taciti libellum de situ, moribus et populis Germanorum, Nürnberg 1536, 246; „Künig Herman wolt sein Teutschland das freiest volk in der Welt machen, die all ander nation überziehen, von niemant überzogen sollen werden.“ Aventinus, *Bayerische Chronik*, Buch 1, in: Johannes Turmair's sämtliche Werke (wie Anm. 49) Bd. 4/1, 109.

⁹⁵ Hieronymus Gebwiler, *Libertas Germaniae, qua Germanos Gallis, neminem vero Gallum a Christiano natali, Germanis imperasse, certissimis Classicorum Scriptorum testimoniis probatur*, Straßburg 1519.

derspalt getragen.“⁹⁶ Sein Kampf gegen die kirchlichen Institutionen in Deutschland ist für ihn ein Kampf gegen die „*Romer*“ und deren „*Stallknechte*“⁹⁷, und von einer theologischen Motivation dieses Kampfes kann keine Rede sein, vielmehr geht es um die freie Verfügungsgewalt der deutschen Nation über ihr Eigentum. Wie verständnislos er der taciteischen Dialektik von innerer und äußerer Freiheit gegenübersteht, zeigen die Worte, die er Arminius zur Verteidigung seines Machtstrebens nach dem Befreiungskrieg gegen die Römer in den Mund legt: „Gesetzt aber, ich hätte mich sogar des Königthums bemächtigt, wem gebührte es wol mehr, als Demjenigen, der sie von fremder Herrschaft befreit und in ein vaterländisches Reich vereinigt hat? Mir hätte das Vaterland noch keine gleich große Dankbarkeit erwiesen, wenn es mir für die wiedererlangte Freyheit, für die Rettung von dem fast sichern Untergange, das Königthum von freyen Stücken übertragen hätte.“⁹⁸ Ließ Tacitus Arminius an seiner eigenen Hybris scheitern, so ist er bei Hutten ein unschuldiges Opfer seiner Neider, das auch als Alleinherrscher die „*deutsch freyheit*“ bis zum letzten verteidigt hätte. Die Formel „*Arminius Germanorum Brutus*“, die Hutten seinem Nationalhelden verpaßt, bezieht sich allein auf die Abwehr der „*tyranni externi*“; welche Herrschaftsform die Deutschen sich selbst auferlegen, hat für Hutten damit nichts zu tun.⁹⁹

Mit seinem nationalistischen Freiheitsbegriff stimmt Hutten in den Chor der seit den ersten Reformationsjahren nur für kurze Zeit stark anschwellenden und dann heterogener werdenden Freiheitsforderungen ein. Während mit dem Aufstand bäuerlicher und landstädtischer Mittelschichten 1525 jegliche mit dem Singularbegriff „*Freiheit*“ untermauerten sozialpolitischen Forderungen abrupt und dauerhaft diskreditiert werden, erfährt der nationalistische Freiheitsbegriff der Humanisten innerhalb kurzer Zeit markante semantische Weiterungen, die letztlich aber auf eine deutliche Abschwächung der nationalistischen Stoßrichtung hinauslaufen. Die deutschen Humanisten der dritten Generation, in der Mehrzahl Anhänger der Reformation, erben zwar das Interesse für Arminius und die alten Germanen, stellen aber im Vergleich zur vorherigen Generation die damit verknüpften

⁹⁶ Hutten, *Deutsche Schriften* (wie Anm. 69) Bd. 2, 84.

⁹⁷ Ebd. Bd. 1, 64.

⁹⁸ „Quod si Regnum occupassem etiam, cui id magis conveniebat, quam ei, qui ab externa servitute redemerat, quos sub patrium regnum collecturus erat? Mihi nondum parem retulisset gratiam patria, si pro restituta sibi libertate, seque ab interitu prope vindicata, Regnum ultro detulisset.“ Ulrich von Hutten, *Arminius Dialogus*, hg. und übers. v. Friedrich Fröhlich, Wien 1815, 53-55.

⁹⁹ Ulrich von Hutten, *Rerum a Germanis gestarum catalogus*, in: Eduard Böcking (Hg.), *Ulrichi Hutteni Equitis Germani opera quae reperiri potuerunt omnia*, Bd. 3, Leipzig 1859-1861, 378-79 (Neudr. Aalen 1963).

nationalistischen Ansprüche auf Ehre und Freiheit der deutschen Nation deutlich zurück. Gleichzeitig tritt in ihren Schriften die innenpolitische Komponente des taciteischen Freiheitsbegriffs immer markanter in den Vordergrund, so daß der nationalistische Abgrenzungsdiskurs zunehmend überlagert wird von einem weitgehend überkonfessionellen Diskurs der Herrschaftsorganisation und Machtverteilung zwischen Obrigkeit und Untertanen.¹⁰⁰ Parallel zu dieser Entwicklung führt ein weiterer begriffsgeschichtlicher Strang direkt ins Zentrum der Reichspolitik. Unter dem Einfluß humanistisch gebildeter fürstlicher Räte wird die „libertas Germaniae“ als „freyheit und libertet teutscher nation“ umgepolt zum ideologischen Kernbegriff der Inanspruchnahme landesfürstlicher Privilegien und Prerogative gegenüber dem Kaiser. Nicht mehr der von den Humanisten konstruierten Sprachnation gilt dieser Freiheitsbegriff, sondern der älteren Ständenation, die auf die adeligen Herrschaftsträger innerhalb des römisch-deutschen Königtums beschränkt ist. Auch hier bleibt der Freiheitsbegriff ein bewußt überkonfessionelles Instrument politischer Handlungsrechtfertigung und bedeutet vor allem für Bayern und die französische Krone eine zentrale Legitimationsquelle antikaiserlicher Koalitionen mit den protestantischen Fürsten.¹⁰¹ Eine konfessionell aufgeladene Verwendung des nationalen Freiheitsbegriffs läßt sich demgegenüber erst verbreitet unter der politischen Isolationserfahrung der protestantischen Stände vor und während des Schmalkaldischen Kriegs nachweisen. Der in evangelischen Flugschriften der Jahre 1546/47 z. T. offen geäußerte Anspruch, allein die eigene Konfession vertrete die deutsche Nation und deren Freiheit, führt zur grundsätzlich neuen Dimension einer sakralen Aufladung der Nation. Diese Entwicklung ist in den ersten Reformationsjahrzehnten und zu Lebzeiten Luthers noch kaum vorgezeichnet – der Begriff der deutschen Nation wird sowohl auf protestantischer wie katholischer Seite breit eingesetzt, allerdings weder in der Absicht seiner konfessionellen Vereinnahmung noch der Prestigesteigerung oder Souveränitätsbetonung nach außen, sondern als appellative Hinwendung zur neu konstituierten Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft, die für die eigene Glaubensrichtung gewonnen werden soll.

¹⁰⁰ Willoweit (wie Anm. 93).

¹⁰¹ Joachim Lauchs, Bayern und die deutschen Protestanten 1534-1546. Deutsche Fürstenpolitik zwischen Konfession und Libertät, Neustadt/Aisch 1978.

VIII.

AUSSTRAHLUNG UND SOZIALGESCHICHTLICHE BEDINGTHEIT

Der humanistische Nationalismus in Deutschland ist ein extremes Minderheitenphänomen. Haben die Humanisten selber schon einen quantitativ verschwindend kleinen Anteil an der Gesamtbevölkerung des spätmittelalterlichen Reiches, so sind die Vertreter einer prononciert nationalistischen Ideologie innerhalb dieser Bewegung nochmals in der Minderheit, weitgehend beschränkt auf die sog. zweite Generation. Dennoch wäre es verfehlt, hier von einer sozial- und wirkungsgeschichtlich unwesentlichen oder gar zufälligen Erscheinung zu sprechen. Die humanistischen Nationalisten sind Teil eines über Oberdeutschland weit verzweigten, locker verfigten klientelären Netzes, dessen Fäden am kaiserlichen Hof zusammenlaufen. Maximilian fordert ihre schriftstellerischen Dienste für reichsinnenpolitische Zwecke an (u. a. Gutachten sowie Propagandareden an Reichstagen), nimmt antikisierendes Herrscherlob entgegen und verleiht als Gegenleistung Hofstellen und Titel, wovon der prestigeträchtigste jener des „poeta laureatus“ ist, der die Empfänger zu weiterem Herrscherlob verpflichtet, ihnen aber ebenso kaiserliche Protektion verspricht und an Universitäten als akademischer Titel und Lehrbefugnis außerhalb der scholastischen Institutionen der „artes“ gilt.¹⁰² Angesichts der Tatsache, daß sich Humanisten gegenüber Kaiser und/oder Landesherr häufig im Verhältnis eines „cliens“ zu ihrem „patronus“ sahen¹⁰³, entbehrt das alte und zuletzt von Herfried Münkler und Hans Grünberger verwendete Etikett der Humanisten als „freischwebende Intellektuelle“ einer historischen Grundlage.¹⁰⁴ Von Al-

¹⁰² Dieter Mertens, Maximilian I. und das Elsaß, in: Otto Herding/Robert Stupperich (Hgg.), Die Humanisten in ihrer politischen und sozialen Umwelt, Boppard 1976, 177-200; ders., Maximilians gekrönte Dichter über Krieg und Frieden, in: Franz Josef Worstbrock (Hg.), Krieg und Frieden im Horizont des Renaissancehumanismus, Weinheim 1986, 105-123; ders., Europäischer Friede und Türkenkrieg im Spätmittelalter, in: Heinz Durchhardt (Hg.), Zwischenstaatliche Friedenswahrung in Mittelalter und Früher Neuzeit, Köln/Wien 1991, 45-90; ders., Zu Sozialgeschichte und Funktion des poeta laureatus im Zeitalter Maximilians I., in: Schwinges (wie Anm. 38) 327-348.

¹⁰³ Dieter Mertens, „Bebelius [...] patriam Sueviam [...] restituit“. Der poeta laureatus zwischen Reich und Territorium, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 42 (1983) 145-173, hier 160-63.

¹⁰⁴ Münkler und Grünberger stützen ihre Terminologie explizit auf Alfred von Martin, der in Anlehnung an Hans Baron für das Italien des Quattrocento in höchst problematischer Weise zwischen einem „gesunden Bürgerhumanismus und einem kranken freien Literatentum unterscheidet: Gesund war derjenige Typ von Humanisten, der, bürgerlich-bodenständig, nicht bloß ‚litterarische‘ Ambitionen besaß, sondern zugleich im Dienste des freien Gemeinwesens der Vaterstadt tätig war, wie

fred Weber begründet und Karl Mannheim wegweisend geprägt, geht das Konzept der „sozial freischwebenden Intelligenz“ von einer Gruppe ohne direkte Interessengebundenheit aus, deren „einziges Kapital ihre Bildung“ ist.¹⁰⁵ Davon kann weder im Fall des deutschen noch des europäischen Humanismus die Rede sein, denn, wie Peter Matheson lakonisch festhält, „humanism earned no one a living“.¹⁰⁶ Münklers sozialgeschichtliche Verortung des Humanismus in einem Intellektuellentum „ohne Zugang zu den Machthabern“, das fehlenden politischen Einfluß durch öffentliche Wirkung über Druckerzeugnisse „kompensieren muß“¹⁰⁷, kommt einer Rückprojektion sozialgeschichtlicher Verhältnisse des 19. und 20. Jahrhunderts ins Spätmittelalter gleich. Im Reich um 1500 gehörten die Humanisten – gerade auch die nationalistisch Gesinnten – zu den wenigen privilegierten Gruppen, die sich innerhalb von kurzer Zeit eng an Kaiser, Landesherren und städtische Obrigkeiten binden konnten und von diesen entsprechend protegiert wurden.

Die gegenteilige Auffassung, die Humanisten als profane Werbeagenten im Dienst verschiedener Obrigkeiten zu sehen, wäre indes genauso verfehlt. Gerade das Beispiel der nationalistisch motivierten literarischen und sozialen Bestrebungen vermittelt eine Ahnung des politischen und sozialen Spielraums, der den Humanisten zur Verwirklichung eigener Interessen zur Verfügung stand: Das humanistische Nationskonzept ist nicht direkt aus dem klientelären Verhältnis zur zentralen Reichsgewalt hervorgegangen, vielmehr wurde es an den Kaiser herangetragen und bedurfte dessen Unterstützung, um gedeihen zu können. Daß Maximilians Einstellung zum humanistischen Nationskonzept zwiespältig war, ist hinlänglich bekannt.¹⁰⁸ Zwar unterstützte er die humanistischen Bemühungen zur Steigerung der nationalen Ehre und setzte gegenüber den Reichsständen wiederholt auf die appellative Wirkung des Gemeinschaftskonzepts der

Salutati und Bruni. [...] Der Verfall trat ein, bürgerliche Ordnung und bürgerliche Freiheit gefährdend, da das Bürgertum begann, lieber einem (ob auch noch so verfeinerten) Lebensgenuß sich hinzugeben als sich angestrenzter Arbeit zu widmen: eine Entwicklung, der ein freischwebender Litteratenhumanismus sekundierte.“ Alfred von Martin, *Soziologie der Renaissance. Physiognomik und Rhythmik einer Kultur des Bürgertums*, 2. Aufl. Frankfurt/M. 1949, 107; Münkler/Grünberger/Mayer (wie Anm. 36) 119f., 261.

¹⁰⁵ Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie*, 3. Aufl. Frankfurt/M. 1952, 136.

¹⁰⁶ Peter Matheson, *Humanism and Reform Movements*, in: Goodman/Mackay (wie Anm. 45) 23–42, hier 24f.

¹⁰⁷ Münkler/Grünberger/Mayer (wie Anm. 36) 24f., 27.

¹⁰⁸ Jan-Dirk Müller, *Gedechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I.*, München 1982; Hermann Wiesflecker, *Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit*, Bd. 5, München 1986.

„deutschen Nation“¹⁰⁹, sein politisches Handeln und historisches Interesse galten aber der habsburgischen Dynastie, und in dieser Hinsicht war seine Position klar: er wollte „Trojanus“, nicht „Germanus“ sein. Fragt man deshalb nach der sozialgeschichtlichen Bedingtheit des humanistischen Nationalismus, reicht der Hinweis auf die klientelären Verflechtungen zum kaiserlichen Hof als Antwort nicht aus. Weitere Faktoren sozial- und mentalitätsgeschichtlicher Art sind zu berücksichtigen, auch wenn diese keine hinreichende Kausalabfolge darlegen können.

Der Humanismus ist wesentlich ein Produkt des „spätmittelalterlichen Verdichtungsprozesses“, der im Reichsgebiet nördlich der Alpen nach 1470 vor allem den oberdeutschen Raum erfaßt hat.¹¹⁰ Wirft man einen Blick auf die Biographien der nationalistisch auftretenden Humanisten in Deutschland, so fällt auf, daß sie an der gesteigerten horizontalen und vertikalen Mobilität dieser Zeit weit überdurchschnittlich teilhatten. Im Unterschied zu ihren Nachfolgern¹¹¹ erhalten die meisten Vertreter der zweiten Humanistengeneration noch entscheidende Anstöße zu ihrem Schaffen in Italien oder Frankreich, wo sie mit den negativen Heterostereotypen der Deutschen direkt konfrontiert werden. An den Universitäten und städtischen Schulen des Reichs hat die Institutionalisierung humanistischer Studien demgegenüber noch nicht eingesetzt. Die „poetae oratores historici“¹¹², die sich als Dozenten der „humaniora“ zu etablieren versuchten, lehren verbreitet noch außerhalb der universitären Korporationen und können ihren Lebensunterhalt nicht durch Pfründen abdecken, sondern sind maßgeblich von Hörergeldern abhängig.¹¹³ Von einem neuen Stand der Humanisten kann für die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts auf jeden Fall noch nicht gesprochen werden.¹¹⁴ Vielmehr ist zu betonen, daß die Anhänger und Förderer

¹⁰⁹ Alfred Schröcker, *Die deutsche Nation. Beobachtungen zur politischen Propaganda des ausgehenden 15. Jahrhunderts*, Lübeck 1974.

¹¹⁰ Peter Moraw, *Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250–1490*, Berlin 1989, 389–92.

¹¹¹ Von den humanistischen Autoren der dritten und vierten Generation, die sich der Reformation anschlossen, sind die wenigsten zuerst in Italien oder Frankreich mit dem Humanismus in Berührung gekommen. Offenbar haben weder Andreas Althamer, Joachim Camerarius, Sebastian Franck, Eobanus Hessus, Justus Jonas, Philipp Melancthon, Jacobus Micyllus, Georg Sabinus, Georg Spalatin noch Jakob Sturm einen Teil ihrer Studienzeit an Universitäten dieser beiden Länder verbracht.

¹¹² Diese Begriffstrios, die die vom vorreformatorischen deutschen Humanismus in Anspruch genommenen Kernkompetenzen treffend wiedergibt, entnehme ich Wimpfelings Nachwort zu Battista Mantovanos „Parthenice“: Jakob Wimpfeling, *Briefwechsel* (wie Anm. 60) Bd. 3/1, 359.

¹¹³ Ritter (wie Anm. 74) 406f.

¹¹⁴ Ebd. 449.

der „studia humanitatis“ zum einen den unterschiedlichsten Ständen und Vermögensklassen angehörten, zum andern in ihrer Rolle als Humanisten, verankert in der Gemeinschaft der „res publica litteraria“, zugleich außerhalb der Ständeordnung standen. Die Konstituierung dieser virtuellen Gemeinschaft wäre ohne den „spätmittelalterlichen Verdichtungsprozeß“ nicht denkbar gewesen. Noch wichtiger als die schnellere und einfachere Bewältigung des Raumes, die den direkten Kontakt unter den Humanisten erleichterte, waren die Entstehung des Postwesens, die das dichte Netz der nationalen und internationalen Korrespondenz unter den Humanisten erst ermöglichte, und die Erfindung des Buchdrucks, die Voraussetzung für das verbreitete Lektüreangebot sowie die Intensivierung des literarischen Austauschs war.

Die humanistischen „poetae oratores historici“ waren damit nicht nur Produkt dieser Verdichtung, sie trieben sie selber auch entscheidend voran, und – so meine These zur Bedingtheit ihres Nationalismus – mußten sie mental und ideologisch kompensieren. Achtet man auf die in Schriften nationalistisch gesinnter Humanisten am schärfsten kritisierten Gesellschaftsträger, so fällt erstens auf, daß diese zu großen Teilen ebenso Teilhaber an der spätmittelalterlichen Verdichtung sind, und zweitens, daß sie zu den Repräsentanten einer gelehrten und funktionalen Spezialisierung gehören, die in zunehmendem Maß die Strukturen der Wirtschafts- und Herrschaftsorganisation prägt. Zu diesen Gruppen gehören Kaufleute, Bankiers, scholastische Theologen und nicht zuletzt auch Juristen. Abgesehen davon, daß nationalistische Motive in die Kritik an diesen Berufstypen hineinspielen, besteht das Verbindende zwischen ihnen doch in ihrer spezialisierten Tätigkeit, die von den Humanisten als Eigennutz und menschliche Verkümmern angesehen wird.¹¹⁵ Gegen diese Aus-

¹¹⁵ Wird den Juristen der Import des römischen und die Vernachlässigung des alten deutschen Rechts aus eigennützigen Motiven der Selbstbereicherung und Machtakumulation vorgeworfen, so haben die Kaufleute den Sittenverlust der Deutschen zu verschulden, indem sie ausländischen Tand und mit ihm die Verdorbenheit der Romanitas einführen und sich daran ebenfalls bereichern. Kreditnehmer stehen als Räuber des nationalen Besitzes am Pranger, und auf die scholastischen Theologen fällt der Vorwurf, in barbarischem Eigensinn Wissenschaft von allgemeiner Bedeutungslosigkeit zu betreiben und zu diesem Zweck auf Pfründen zu sitzen, die vom Eigentum der deutschen Nation abgeschöpft werden. In der Schärfe ihrer Kollektivkritik stehen die Polemiken Celtis' (u. a. *Amores* 2/9, *Odae* 2/22), Huttens (u. a. *Inspicientes, Praedones*) und Aventins (u. a. „*Chronica* [...] der uralten Deutschen“) keineswegs allein: Huttens Gleichsetzung von Raubrittern und Juristen ist bereits bei Sebastian Brant, eingeschränkt auf die Advokaten, vorweggenommen; Cochlaeus hält in einem Brief an Pirckheimer das römische Recht und seine Verfechter für schädlicher als jeden Tyrannen der Geschichte, und Wimpfeling argumentiert in seiner nicht weniger massiven Kritik an Rechtsprofessoren und gelehrten Räten, diese

differenzierung inszenieren die „poetae oratores historici“ die „studia humanitatis“ als umfassenden Ausgleich, dessen gemeinschaftlicher Bezugspunkt die Nation darstellt. In diesem Gemeinschaftskonstrukt, versehen mit einem gleichzeitig deskriptiv und normativ verstandenen Gerüst von Autostereotypen sowie kollektiven Handlungsanleitungen, ebnen die nationalistischen Humanisten die als Gefährdung der eigenen Partikularinteressen erfahrene Spezialisierung und Ausdifferenzierung der spätmittelalterlichen Gesellschaft ideologisch ein. Der humanistische Nationalismus ist demnach, funktionalistisch gesehen, ein Mittel zur Generierung von eigenem symbolischem Kapital, das den Humanisten in der sich selbst zugeschriebenen Rolle als säkularisierten Priestern der deutschen Nation bei deren Konstruktion zusteht. In dieser spezifischen sozialgeschichtlichen Bedingtheit ist m. E. die kompensatorische Funktion des humanistischen Nationalismus zu sehen.

*

Mit diesen Ausführungen wollte ich deutlich machen, daß im deutschen Humanismus, sofern man meinem Definitionsvorschlag von Nation und Nationalismus zustimmt, von der erstmaligen Konstruktion einer nationalistischen Ideologie Deutschlands und der Deutschen zu sprechen ist. Der von den Humanisten aufgegriffene Begriff der deutschen Nation erfährt in ihrem Denken eine bis ins erste Re-

bedrohten direkt „das Reich und seine Ehre“, indem sie nicht nur ihrem Eigennutz folgten, sondern auch jenen anderer partikularistischer Gruppen antrieben: „Ihr Einfluß ist um so verderblicher, weil sie, selbst gierig nach Geld und Gut, diese Gier bei den großen Kaufleuten und andern Volksaussaugern beschönigen und fördern und der tyrannischen Fürstenmacht sich dienstbar zu machen beflissen sind, indem sie den Fürsten Anweisung geben, sich über die Rechte und Freiheiten der Landesangehörigen hinwegzusetzen und durch immer neue Steuern sich zu bereichern.“ Die seit Petrarca verbreitete humanistische Verachtung des römischen Rechts und seiner Vertreter ist umso bemerkenswerter, als zahlreiche Humanisten selber die Rechte studiert und – sofern abgeschlossen – auch als Juristen tätig waren. Wenn neben Brant – *Doctor utriusque juris* und langjähriger Rechtsprofessor in Basel – auch Reuchlin, der während mehr als dreißig Jahren einen juristischen Beruf ausübte (davon elf als schwäbischer Bundesrichter) der Überzeugung war, daß „für jeden nicht auf Ruhm und Reichtum, sondern auf Höheres und Edleres gerichteten Menschen [...] die juristische Wissenschaft niedriger als irgend ein Handwerk“ stehe, dann muß neben der Verachtung der Juristen aus Distanz auch von der realen Erfahrung einer zumindest partiellen Unvereinbarkeit von juristischer Tätigkeit und humanistischer Gesinnung ausgegangen werden. – Zitate aus: Johannes Janssen, *Geschichte des deutschen Volkes*, Bd. 1, 19. Aufl. Freiburg/Br. 1913, 570-607.

formationsjahrzehnt andauernde Autonomisierung, die sich am Grad der an die Kollektivideologie geknüpften Ansprüche und Abgrenzungen messen läßt. Deren umfassende Dimension bezeugt ein neues Eigengewicht des Nationalen, geht es den Humanisten doch nicht mehr darum, die verschiedenen Nationen der größeren Gemeinschaft der Christianitas funktional zuzuordnen. Vielmehr nimmt die Religion den Rang eines zentralen Vergleichsparameters des internationalen Wettbewerbs ein, der die Nationalisten zum Beweis anspornt, daß ihre Nation auch in der Sparte der christlichen Frömmigkeit unübertroffen sei. Entsprechendes gilt für die Ständegesellschaft: Zugehörigkeit zur Nation ist so wenig eine Frage des Standes wie die individuelle Möglichkeit zu ihrer Prestigesteigerung, die meritokratischen Wertmaßstäben verpflichtet ist. Bezeichnenderweise eignet sich der humanistische Nationendiskurs Kernbegriffe adeligen Ethos' und adeliger Distinktion an¹¹⁶, entkleidet sie ihres ständischen Gehalts und erhebt sie zu Grundkategorien nationalistischer Prestigekonkurrenz: Die Humanisten verpflichten sich, durch „memoria“ und „laus“ vergangener und gegenwärtiger „virtus“ den „honor nationis“ zu befördern und in der „aemulatio“ mit anderen Nationen ihren Status als „nobilissima“ dauerhaft unter Beweis zu stellen. Wer sich um die Nation verdient macht, veredelt nicht nur diese, sondern adelt auch sich selbst. Die soziale Stellung des Adels selbst wird dabei keineswegs in Frage gestellt, vielmehr gilt es ebenso, den Vorrang des eigenen Adels gegenüber dem ausländischen hervorzuheben.¹¹⁷

¹¹⁶ Otto Gerhard Oexle, Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Europäischer Adel 1750-1950*, Göttingen 1990, 19-56, hier 23-25.

¹¹⁷ Während Heinrich Bebel die Überlegenheit des deutschen Adels aufgrund qualitativer und quantitativer Merkmale zu erweisen sucht („Deutschland umfaßt alle Herrlichkeit, die wir als Besitz anderer rühmen. Laß mich sagen, was ich denke, mein Kaiser. Welches Volk hat ein so adliges Fürstentum, welches einen so hochgemuten Adel, so viele tapfere Ritter und beherzte Krieger?“), gehen Jakob Wimpfeling und Thomas Wolf noch einen Schritt weiter und behaupten, „fontem Nobilitatis vivum et perennem fuisse Germaniam“, die Linien der vornehmen Familien Europas führten alle auf Deutschland zurück, denn der Name „Germania“ leite sich von „Keim/Stamm“ ab und bedeute „wahrer Keim des Adels“ („Germania a germine dicitur, est enim verum germen Nobilitatis“). Damit wird nicht nur edles Blut allgemein zu deutschem Blut erklärt, sondern ebenso die deutsche Nation insgesamt in einen ursprünglichen, durch überragende „virtus“ ausgezeichneten Adelsstand erhoben. Heinrich Bebel, *Lob Deutschlands*, in: Paul Joachimsen (Hg.), *Der deutsche Staatsgedanke. Von seinen Anfängen bis auf Leibniz und Friedrich den Großen. Dokumente zur Entwicklung*, München 1921, 32-41, hier 35; Joseph Knepfer, *Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums und der politischen Ideen im Reichslande*, in: Ludwig Pastor (Hg.), *Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes*, Bd. 1, Freiburg/Br. 1900, 101-307, hier 142; Jakob Wimpfeling,

Gleichzeitig bezwecken die Humanisten mit wiederholten Appellen an den Adel dessen verstärkte Nationalisierung, indem sie die Verfolgung von Partikularinteressen delegitimieren und die nationale Aufgabe des Adels in der uneingeschränkten Unterstützung des in der kaiserlichen Politik verkörperten Gemeinwohls von Reich und deutscher Nation festmachen.

Daß die meisten Humanisten sich selber für Vertreter des wahren Christentums hielten und ebensowenig dazu tendierten, die Ständordnung in Frage zu stellen, ändert nichts am Befund, daß ihr Nationenkonstrukt auf Repräsentanten der Ständegesellschaft und der christlichen Einheit des Abendlandes bedrohlich wirken und Abwehrreaktion auslösen konnte. Im Elsaß traten etwa die Bettelmönche dem humanistischen Nationalismus „recht massiv entgegen“¹¹⁸. Der Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen war die Straßburger Fehde von 1502/03 zwischen Wimpfeling und dem Franziskaner Thomas Murner, die sich inhaltlich um die Nationalität Karls des Großen und um die Frage, ob es französische Kaiser gegeben habe, drehte. Murners Gegenschrift zu Wimpfeling's „Germania“ von 1501 zeugt in vielem von der Irritation des seiner „patria“ Straßburg und ansonsten der Christianitas verpflichteten Mönchs gegenüber den nationalistischen Abgrenzungen Wimpfeling's. So schreibt er zur Nationalität Karls des Großen, die ganze Täuschung seiner Gegner komme daher, daß sie denselben Menschen nicht zugleich als „Gallus atque Germanus“ gelten ließen, und ebenso vehement wehrt er sich gegen die Unterstellung, Karls angeblich eigenes nationalistisches Handeln bewiese sein Deutschtum: „Ich jedoch kann mich kaum des Lachens darüber erwehren, daß dem Jakob Wimpfeling unbekannt ist, was für hervorragende Taten Karl in Rom und Paris vollführt hat, ja, es kommt der Wahrheit näher, wenn man sagt: für die Deutschen hat er am wenigsten getan, das Meiste für die Römer, für die Franzosen aber mehr als für die Deutschen. In Rom hat er den Papst und das Schiffelein Petri verteidigt, von Rom hat er die Universität nach Paris verlegt, uns aber, die wir von Natur kriegerisch waren, hat er in unserer Wehrhaftigkeit gestärkt. Bei den Deutschen hat er sein Grab erwählt, weil es ihm nicht zweifelhaft war, daß es von überall her in die Unterwelt oder vielmehr in den Himmel gleich weit sei. Wohin anders als in aller Welt sollte er denn des gesamten Römischen Reichs Güter ausstreuen, als dahin, von wo er sie empfangen hatte?

Epitoma Germanicarum Rerum, Kap. 70 [gemäß der korrekten Zählung der Erstausgabe Kap. 69], in: Schardius redivivus sive *Rerum Germanicarum Scriptores varii olim a D[omino] Simone Schardio in quatuor tomos collecti*, Gießen 1673, 198-99.

¹¹⁸ Arno Borst, *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*, Bd. 3/1: Umbau, Stuttgart 1960, 1060.

Denn einem Mann von solcher Heiligkeit hätte es übel angestanden, die Güter des Gesamtreichs nur auf die Pariser und die Franzosen auszuschütten; er wußte ja, welche Strafe den trifft, der des Gesamtreichs Güter ausbeutete und sie aus Parteilichkeit nur seinem Stamme [suae gentis] zugute kommen ließe.¹¹⁹ Die Antwort von Wimpfeling's Anhängern ließ nicht lange auf sich warten. Thomas Wolf etwa wandte sich, ungeachtet der Betonung Murners, daß er von keiner Neigung zu den Franzosen, sondern von der Wahrheit geleitet sei, mit den Worten an den deutschen Leser: „Ein Mönch rät dir, den Adler zu verachten, der Lilie zu folgen, mit Vipernzunge zischt er den alten Gelehrten an, aber Latein versteht er kaum drei Worte.“¹²⁰ Zwar endete der Streit nach dem Eingreifen der städtischen Obrigkeiten mit einem vollständigen Sieg der Humanisten, Abwehrreaktionen gegen den humanistischen Nationalismus lassen sich aber auf kleinerer Flamme weiterverfolgen. Noch 1522 wandte etwa der Franziskaner Johann Pauli gegen das humanistische Nationskonzept ein, nicht nach seiner Nation, sondern nach seinem Stand solle ein jeder reden.¹²¹

Solche und ähnliche Beispiele einer Konfrontation verschiedener Kollektivideologien sollten aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Mobilisierungspotential des humanistischen Nationalismus im Vergleich zum modernen Massenphänomen äußerst gering war. Die weiteste gesellschaftliche Ausdehnung dürfte nationalistisch motiviertes Handeln in den harschen Abwehrreaktionen gegen die Kandidatur Franz' I. für den deutschen Königsthron erreicht haben. Ansonsten trennt den humanistischen vom modernen, auf nationalstaatliche politische Strukturen fixierten Nationalismus auch seine ideologische Verflechtung mit regionalistischen Kollektivmodellen, die den einzelnen „nationes“ der „natio Germanica“ gelten.¹²² Deren Konstruktion erfolgt nicht notwendig über eine enge Bindung an einzelne Territorien und deren Landesherren, sondern, wie etwa die Beispiele des fränkischen oder des elsässischen Regionalismus zeigen, auch ohne klaren Bezug zu politischen Herrschaftsräumen. Die Bemühungen, der deutschen Nation den Vorrang unter allen Nationen zuzuspre-

¹¹⁹ Thomas Murner, *Germania Nova ad rempublicam Argentinam*, in: Emil von Borries (Hg.), *Wimpfeling und Murner im Kampf um die ältere Geschichte des Elsaßes*, Heidelberg 1926, 190-239, hier 208.

¹²⁰ Ebd. 45, 222.

¹²¹ Johann Pauli, *Schimpf und Ernst*, hg. v. Hermann Oesterley, Stuttgart 1866; zit. nach: Borst (wie Anm. 118) 1060.

¹²² Den Begriff Regionalismus verwende ich in der Bedeutung, die ihm Klaus Graf gegeben hat: ders., *Aspekte zum Regionalismus in Schwaben und am Oberrhein im Spätmittelalter*, in: Kurt Andermann (Hg.), *Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, Sigmaringen 1988, 165-192.

chen, erfahren so eine Entsprechung auf regionaler Ebene. Heinrich Bebel etwa wandelt Britannien vom Herrschaftsgebiet der Angelsachsen zu dem der Angelschwaben („Suevi Angli“) um¹²³, Wimpfeling beansprucht den Ruhm der bedeutendsten kulturellen Leistung der Deutschen – der Erfindung des Buchdrucks – für Straßburg und das Elsaß¹²⁴, und Aventinus macht Karl den Großen nicht nur zu einem Sprößling des bayerischen Herrscherhauses, sondern läßt seine Nachkommen auch im bayerischen Ötting begraben sein.¹²⁵ Im Unterschied zum humanistischen Nationalismus ist der Regionalismus indes eine binnendifferenzierende Kollektivideologie, die weder Anspruch auf Selbstbestimmung erhebt noch ihre Abgrenzung wesentlich auf negativen Heterostereotypen anderer Regionen aufbaut, sondern ihr Prestige auf die deutsche Nation als Ganzes überträgt und insofern alle anderen Regionen daran teilhaben läßt. Die Regeln des regionalistischen Diskurses führen damit im Vergleich zum Nationalismus, der eine unüberbrückbare Alterität von Sitten und Werten verschiedener Nationen postuliert und die Akkumulation eigenen Prestiges gezielt auf Kosten anderer Nationen betreibt, zu einem deutlich eingeschränkten Wettbewerb. Der grundsätzlich andere Anspruch des Regionalismus manifestiert sich gerade dann, wenn es zu vereinzelt Regelüberschreitungen in der Form regionalistischer Anfeindungen mit Beteiligung von Humanisten kommt: Als Wimpfeling sich über die lateinische Aussprache schwäbischer Humanisten und das barbarische Deutsch schwäbischer Kleriker ausläßt, reagieren die Humanisten an den Universitäten Freiburg und Tübingen mit Empörung und sehen die Ehre der schwäbischen Nation verletzt.¹²⁶ Wimpfeling läßt darauf offiziell verlauten, er wolle nicht „contra nationem Suevicam“ veröffentlichen und verfaßt eine „ausführliche Ehrenerklärung für die Schwaben, der er einen von Albertus Magnus bis zur Gegenwart reichenden schwäbischen Gelehrtenkatalog“ beifügt.¹²⁷ Damit ist die Angelegenheit erledigt. An Schlichtungsritualen dieser Art hat der humanistische Nationalismus demge-

¹²³ *Oratio Henrici Bebelii ad [...] Maximilianum*, in: Schardius redivivus (wie Anm. 117) 98.

¹²⁴ Gutenberg, so Wimpfeling, sei nicht nur Straßburger gewesen, sondern habe die „Artem impressoriam“ auch in Straßburg erfunden. Jakob Wimpfeling, *Epitoma Germanicarum Rerum*, Kap. 65, in: Schardius redivivus (wie Anm. 117) 197.

¹²⁵ Aventinus, *Bayerische Chronik*, Buch 4, in: Johannes Turmair's sämtliche Werke (wie Anm. 49) Bd. 4/2, 117 und 137.

¹²⁶ Wilhelm Crecelius, *Jacob Wimpfeling und die Schwaben*, in: *Alemannia* 12 (1884) 44-58.

¹²⁷ Klaus Graf, *Das „Land“ Schwaben im späten Mittelalter*, in: Peter Moraw (Hg.), *Regionale Identität und soziale Gruppen im deutschen Mittelalter*, Berlin 1992, 127-164, hier 155.

genüber wenig Interesse¹²⁸, vielmehr sucht er mit seinem Anspruch auf Prestige und Freiheit den möglichst umfassenden Wettstreit mit anderen Nationen.

¹²⁸ Um diese Differenz zum Regionalismus direkt an der Person Wimpfelings darzulegen: Aus seinem Briefwechsel mit Robert Gaguin von 1492, in dem die konträren Versionen der „Brautraub-Episode“, begleitet von polemischer Poesie, dargelegt werden, geht deutlich hervor, daß ein von gegenseitigem Respekt geleiteter, nationalistischer Diskurs zwischen Humanisten verschiedener Nationen zwar durchaus möglich ist, daß aber eine Verständigung oder gar ein Konsens für die Teilnehmer von vornherein als ausgeschlossen gilt und damit dem Diskurs letztlich nur Kontroverscharakter zukommen kann. Wimpfeling, Briefwechsel (wie Anm. 60) 172-197.